Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Der reine Thor.

Von

Karl von Heigel.

Daran anreihen werden sich vorzügliche Werke der beliebtesten **deutschen und ausländischen** Erzähler, unter anderen von **Karl von Heigel, Claus Zehren, Alphonse Daudet, François Coppée, Jules Claretie, Jeanne Mairet, Hektor Malot, Jeanne Schultz, L. de Tinseau, Gustave Toudouze, Hugh Conway, B. M. Croker, Julien Gordon, Bret Harte, W. D. Howells, Mrs. Oliphant, R. H. Savage, Frank R. Stockton, Edmondo de Amicis, Mathilde Serao.**

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechster Jahrgang. Band 15.

Der reine Thor.

Roman

von

Karl von Heigel.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Siegfried!"

Der Angerufene, ein hochgewachsener Jüngling, wandte den Blick von der lieblichen Erscheinung, die ihn zuletzt gefesselt hatte, und nickte seinem alten Freunde und Begleiter lächelnd zu.

„Ich unterhalte mich herrlich! Sie doch auch?"

Er stand an einen Flaggenmast gelehnt, von der Menge umwogt, welche den weiten Plan, die Innsbrucker Saggenwiese, bevölkerte. Ein Schützenfest in den Tiroler Bergen! Da gab es zu schauen. Das Innthal, Pusterthal und Etschland hatten ihre vielen, untereinander augenfällig geschiedenen Typen gestellt: die Nachkommen von Rhätiern und Romanen, Longobarden und Goten, Bajuvaren, Sueven, Wenden; Blonde und Braune; behäbige, reckenhafte und schlanke Gestalten. Aus dem entlegensten Thal, aus gletschernahen Weilern waren Männer und Frauen gekommen. Und so viel Mundarten, so viel Trachten. Dazwischen die minder malerischen Klein- und Großstädter, Oesterreicher, Süd- und Norddeutsche. Bei aller Verschiedenheit der Stämme und Stände aber herrschte kein Zwang, gab es keine Sonderung, keinen Vorrang.

Freude,
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt!

Das Gewühl war bunt und fröhlich wie ein Maskenzug, doch waren es keine Masken, und das war für den sinnigen Zuschauer die Würze.

Freilich das Ohr mußte dulden. Die Menge lärmte ohne Barmherzigkeit; sehr ungleich geschulte Musikbanden spielten gleichzeitig, diese Ouverturen, andre Märsche und Ländler.

Dazu knallte, krachte, knatterte es in der Schützenhalle ohne Aufhören, und Kanonenschläge dröhnten dazwischen. Das Echo in den Bergen kam nicht zur Ruhe.

Die Berge! In das wolkenlose tiefe Blau ragten sie leuchtend bis in die Schluft, wo der Schnee nie schmilzt, und klar bis zum Gipfel, die schönen ernsten Berge, die das Kleinod Nordtirols, das freundliche Innsbruck, umragen.

„Ich unterhalte mich leidlich," erwiderte der andre, „nur möchte ich nicht, daß wir uns abermals verlieren. Ich schlage daher vor, in der Festhalle Platz zu nehmen."

„Wir werden keinen finden."

„Doch! Sehen Sie dort auf der Terrasse, bei den zwei Damen. Ich glaube, Sie hatten eben selbst jenen Hafen im Auge."

Der junge Mann wurde rot. „Aber ..." entgegnete er, „vielleicht wünschen sie keine Gesellschaft."

„Mein lieber Siegfried, Frauen sind selten ungesellig, immer neugierig. Der Herr in Grau, der gegenüber sitzt, mag zu den Damen als eine Art Cerberus gehören, jedenfalls ist er nicht unterhaltend. Wir werden sie unterhalten."

Damit faßte er den Jüngling unterm Arm und steuerte ihn durch den Menschenstrom nach der nahen Festhalle. Auf der überfüllten Terrasse davor war nur noch an dem einen Tische Platz, wahrscheinlich weil die kleine Gesellschaft, die man zu Nachbarn bekommen hätte, dem gemütlichen Tiroler keine „Ansprache" verhieß. Die zwei Damen — man riet sofort auf Mutter und Tochter — waren hohe, schlanke Gestalten. Das Haar der älteren war schneeweiß. Doch quoll es, leicht gewellt, noch üppig unterm Sommerhut hervor. Sie trug die Silberlocke durchaus mit mehr Koketterie als Würde. Auch war die Haut pflaumenglatt und mit nur bescheidener kosmetischer Nachhilfe noch rosig.

Die Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, war blond, sehr schön; leider nahm sie gleich der Mutter die Miene einer Herzogin an, vor der mißliebige Hofpersonen vorbeiziehen.

„Sind die Plätze frei?"

Die Frage, die dem Begleiter der Damen galt, setzte diesen offenbar in Verlegenheit. „Ja ... das heißt ..." erwiderte er und blickte hilflos die ältere an. Sie zuckte die Schultern.

„Mein Gott," sagte sie in französischer Sprache, „am Ende ist man hier nicht in seiner Loge."

„Die Damen sind Norddeutsche. Um so besser. Wo ein Landsmann ist, ist das Vaterland."

Sie blickte empört auf den Kecken, der aus ihrem Französisch auf ihre deutsche Abstammung geschlossen. Doch der war nicht einzuschüchtern. Allem Anschein nach gehörte auch er zur Gesellschaft. Seine Kleider saßen gut, er hielt sich stramm und blickte seinen Mitmenschen fest ins Auge. Madame fand es bequemer, nach seinem jugendlichen Begleiter zu blinzeln. Die Tochter hatte das sogleich gethan. Er war sehr groß, sehr hübsch und nicht geckenhaft. Bei dunklem Haar hatte er graue Augen, große strahlende Augen, die Mutter wie Tochter bezauberten.

Da erhob sich der Wächter der Damen mit feierlicher Langsamkeit. Er war vom Scheitel bis zum Stiefel grau. Indem er seinen Filzhut, der eine Krempe vom Umfang eines Wagenrades hatte, gegen die Damen hin schwenkte, sagte er: „Frau Baronin Schlern, geborene Gräfin von Breitenwang, und Hochdero Tochter, Baronesse Gabriele.“

„Stellt uns vor, alberner Mensch!“ zischelte die Freifrau ihrer Tochter zu. Zwar zog diese die Brauen hoch, doch war die Entrüstung über die Taktlosigkeit des Bekannten schwächer als das Vergnügen, das ihr die stumme Huldigung des jungen Fremdlings machte. Seine bewundernden Blicke hatten schon früher ihren Blick angezogen. Was in der Ferne harmlos war, wurde in der Nähe interessant.

„Sehr erfreut! von Berg.“

„Von Berg? Berg-Lengenfeld?

„Berg-Billersee. Der letzte Berg-Billersee. Gestatten die Damen, Ihnen auch meinen jungen Freund, Herrn Siegfried Thaler aus Lima, vorzustellen.“

„Aus Lima? O!“ sagte die Baronin und sah mit offenem Munde eine Sekunde lang ziemlich albern aus; nur eine Sekunde, dann sagte sie siegessicher: „Aus Lima — in Portugal!“

„Aber Mama, Lima ist die Hauptstadt der Republik Peru und wurde von Franz Pizarro gegründet!“

„Ich erinnere mich jetzt. Mein Gott, einer Frau in meinen Jahren verzeiht man kleine Gedächtnisschwächen!“

Einem so weither gereisten Ausländer gegenüber war Neugierde erlaubt. Mutter und Tochter betrachteten jetzt den jungen Mann mit Muße. Zwar war derselbe nicht bronzefarbig wie ein echter und gerechter Romanindianer, sondern nur sonnverbrannt, auch ganz europäisch gekleidet, immerhin eine auffallende Erscheinung. Schade, daß er einen so deutschen und schlichten Familiennamen trug. Also hatte man doch wohl keinen Inkasprinzen vor sich.

Jetzt hielt es der alte Herr an der Zeit, auch sich vorzustellen.

„Doktor Pittertschatscher, praktischer Arzt.“

„Sehr erfreut.“

Die Herren nahmen Platz, und schon nach einer Viertelstunde waren die Erstgekommenen dem Zufall für die neue Bekanntschaft dankbar. Einem liebenswürdigen Weltmann wie Berg konnten nur haarstruppige Grobiane auf die Dauer widerstehen. Er war bejahrt, doch nicht gealtert, noch voll Lebenskraft und Lebensfreude; zuversichtlich ohne Selbstüberhebung, vornehm ohne Kälte. Was er sprach, war keineswegs immer bedeutend, doch schon der Klang seiner Stimme that wohl.

Trotzdem würde man an andrer Stelle nicht so rasch vertraut geworden sein. Aber in diesem Geräusch und Gewoge waren unsre fünf eng beisammen wie in einer Schiffskajüte, und Seereisende sind mitteilsam.

Vor allem wurde es die Baronin. Sie verzichtete auf die gewohnte aristokratische Zurückhaltung und gab Herrn von Berg nach und nach wenigstens die zweite Hälfte ihrer Lebensgeschichte zum besten. Sie war Witwe. Ihr Mann verunglückte bei einer Fuchsjagd, just bevor er die letzten paar Tausende eines großen, allerdings seines eigenen Vermögens vergeudet hatte. Seitdem lebte sie mit ihrem einzigen Kinde Gabriele in Tirol, auf dem Lande, weil — ihre Nerven Schonung und Gebirgsluft verlangten. Doktor Pittertschatscher aus Lichtenthal war ihr Hauswirt. Er hatte die Damen zum Schützenfest nach Innsbruck begleitet, wo sie bei seiner altjüngferlichen Schwester unweit der Weierburg Wohnung fanden, denn — der Baronin Nerven ertrugen die Unruhe der Gasthöfe nicht.

Wenn die Baronin von sich sprach, nahm sie einen elegischen Ton an. Es fehlt ihr an Geld, dachte Berg.

Die Jungen beteiligten sich nur wenig am Gespräch, dennoch unterhielten sie sich vortrefflich. Bei Siegfrieds Freude an dem fröhlichen Schützentreiben wurde auch Gabriele heiter und natürlich. Nun sah sie dies harmlose Gebirgsvolk, diese mit Tannicht und Fahnen so schlicht, so entsprechend geschmückten Hallen und Hütten und die herrliche Landschaft ringsum mit den rechten, mit jungen, staunenden Augen an.

Auch der Doktor redete wenig, dafür trank er um so mehr. „Den Wein kann man wie Wasser trinken,“ ermunterte er den mäßigen Berg, „der thut nichts.“

Jetzt blickte er gegen Himmel und mahnte die Freifrau, daß der Gabentempel vor Sonnenuntergang geschlossen werde,

die Ausstellung der Schützen-Beste, nach seiner Ansicht das Beste vom Ganzen. Zwar verzichtete die Baronin selbst auf den Gang, erlaubte aber Gabriele, unter dem Schutze des Doktors die kostbaren Dinge anzusehen. Selbstverständlich blieb Berg bei der Baronin und ebenso selbstverständlich folgte Siegfried dem andern Paar.

Im Lärm war eine Pause eingetreten. Als sei plötzlich Feierabend geboten worden! Endlich erschöpfen sich auch Tiroler Lungen. Auch waren viele zur Jause nach der Stadt gegangen.

Als die Freifrau mit Berg allein war, betrachtete sie ein Weilchen lang die Malerei ihres Fächers, dann klappte sie ihn zusammen und sah lächelnd ihren Nachbar an.

„Wenn wir Freimaurer wären," sprach sie, „würden wir uns nicht rascher verständigt haben. Sie glauben nicht, wie sehr ich in unsrem Nestchen nach andren Verhältnissen, andren Gesichtern schmachte. Es fehlt uns dort an — an — wie heißt der Stoff, den Jules Verne so reizend geschildert?"

„Ozon."

„Ganz recht, es fehlt uns an Ozon. Ich meine in geistiger Beziehung, denn die Luft in und um Lichtenthal ist vortrefflich. Als wir uns dort niederließen, waren wir beide, Gabriele und ich, nur noch Schatten, heute — keine Komplimente," unterbrach sie sich und drohte Herrn von Berg mit dem Fächer. „Ich liebe nicht Komplimente, ich bin durch meine Erfahrungen ernst und auf dem Lande prosaisch geworden. Nun sagen Sie mir, wie kommt Herr Thaler aus Peru zum Namen Siegfried, der an Nixen und Walküren und Richard Wagner erinnert?"

„‚Seine Mutter hat's gewollt.' Ihr Erstgeborener, der ihr Einziger geblieben, kam drüben zur Welt, nachdem die Ehe viele Jahre lang kinderlos gewesen. Wahrscheinlich im Schwung über das Ereignis und der unvergeßlichen Heimat, dem deutschen Strom und ihrer Kindheit Märchen und Sagen zu Ehren wählte sie den Namen. Von Wagners Nibelungen war damals noch nicht die Rede, wenigstens in Peru nicht. Mich aber brachte Wagner auf einen weit treffenderen Namen für meinen Schützling. Waren Baronin diesen Sommer in Baireuth?"

„Nein. Waren Sie?"

„Ja, wir haben Parsifal gehört. Und seitdem kommt mir beim Anblick meines jungen Freundes immer die Stelle in den Sinn:

Dich nannt ich, thör'ger Reiner,
‚Fal parsi',
Dich, reinen Thoren: ‚Parsifal'."

„Er sieht aber nicht thöricht aus!“

„Er ist es auch nicht im Sinne, den wir gewöhnlich mit dem Wort verbinden, sondern im Sinne der altdeutschen Sage. Wenn Sie ihn näher kennten, würden Sie mir recht geben.“

„Jedenfalls ist er ein scharmanter junger Mann. Noch etwas ungelenk.“

„O, sehen Sie ihn zu Pferde! Er nimmt es mit dem kühnsten Gaucho auf.“

„Erlauben ihm seine Mittel Wagen und Pferde?“

„Einen Marstall, wenn er will.“

„Also ist Thaler père sehr reich?“

„Unermeßlich reich.“

Die Augen der Baronin wurden größer. „Bankier?“

„Er treibt alle möglichen Geschäfte, führt aus, führt ein, spekuliert, schürft auf Gold, handelt mit Holz, Häuten, Zuckerrohr, Guano — kurzum, macht auf alle Art und Weise Geld.“

Die Baronin seufzte. „Die Roturiers können das! ... Was ist die Mutter für eine Frau? Von Familie?“

„Das kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Ihre Wiege stand zu Köln am Rhein; die des Gatten, falls er überhaupt eine hatte, irgendwo in Bayern oder Tirol. Als ich ihn kennen lernte, war er im dritten Jahre Witwer. Ein exemplarischer Witwer. Wenn er von der Verstorbenen spricht, wird er weich und zum Schwärmer. Unsere schwachen Seiten sind zuweilen unsre edelsten. Doch sobald er sich die Thräne aus dem Auge gewischt, ist er wieder der eherne Geschäftsmann, ein Spieler, aber in großem Stil, ohne Rast, aber auch ohne jene mannigfachen Rücksichten, die man in Bausch und Bogen das Gewissen nennt.“

„Und doch hatte er Glück! Aber es kann ihn verlassen.“

„An Stürmen hat es nicht gefehlt. Doch litt er niemals Schiffbruch. Und jetzt ist er über alle Krisen erhaben, Midas, dem jegliches zu Gold wird. Seine Strafe ist nur, daß er dessen nie genug bekommt.“

„Sie verzeihen mir eine Frage,“ begann Frau von Schlern nach einer Pause. „Wie wurden Sie mit dem Krösus bekannt?“

„Schicksale verschlugen mich nach Peru. Ich besaß Empfehlungen an das Haus Miguel Thaler in Lima. Ich erwies dem gefürchteten Millionenmann nicht mehr als die notwendige Höflichkeit. Das zog ihn zu mir. Er lud mich auf seinen Landsitz ein, und da that es mir sein Knabe an. Siegfried ist das heilige Vermächtnis der Unvergeßlichen; also soll und muß

er glücklich werden. Da er der Mutter nachgeraten, verzweifelt der Vater daran, ihn in Peru glücklich machen zu können. Auch mag er einen tieferen Einblick des Sohnes in seine ausgedehnte Praxis nicht wünschen. Genug, Siegfried sollte nach Europa, um unter uns Germanen sein Glück zu finden. Da es mich endlich unwiderstehlich nach Hause trieb, bat Don Miguel, daß sein Sohn mich begleiten dürfe. ‚Ich habe der Seligen gelobt,‘ sprach er, ‚mit Siegfried so bald als möglich in die alte Heimat zurückzukehren. Mein Sohn ist längst erwachsen und frei, mich dagegen hält das Geschäft noch auf Jahre hinaus hier fest. Der Junge hat Sie lieb; nehmen Sie ihn mit, vertreten Sie Vaterstelle bei ihm, bis ich ohne Schaden mein Geschäft auflösen und nachkommen kann. Ich vertraue Ihnen einen Schatz an; dennoch werden Ihre Sorgen keine schweren sein. Siegfried ist ein Idealist wie seine Mutter. Aber seine Mittel erlauben es.‘ Ich war des Vorschlags froh; der Abschied von meinem Liebling würde mir schwer geworden sein. So kam ich als alter Junggeselle zu einem Sohn."

„Aber Sie bleiben doch nicht in Tirol? Wenn Sie auch Paris nicht wagen wollen —"

„O, wir waren in London und Paris, in Berlin und Wien. Allein mein Siegfried hat eine unbesiegbare Schwäche für das Landleben. Er zeichnet und malt sehr hübsch. Er hält sich für einen Künstler und will sich als solcher sein Brot verdienen."

„Aber das hat er ja nicht nötig!"

„Doch! Meine Instruktion lautet, von den väterlichen Millionen nur dann Gebrauch zu machen, wenn der junge Mann selbst Geld zu seinem Glück für nötig hält. Bisher machte er an mich, seinen Bankier und Vertrauten, nur die bescheidensten Ansprüche."

„Also der reine Thor!"

„Wer weiß!"

„Aber er wird es nicht bis an sein Ende bleiben! Mit Millionen kann man doch nicht immer wie ein Student leben! Die Gesellschaft hat ein Recht an diese Glückskinder!" Sie sagte das auf französisch; sie weinte beinah vor Entrüstung.

„Allerdings, Reichtum läßt sich nicht verbergen."

„Haben Sie keinen festen Aufenthalt?"

„Bis vor kurzem wohnten wir in München, wo mein Telemach die Akademie besuchte. Jetzt durchstreifen wir das Gebirge nach ‚Motiven‘."

Die Baronin legte sich im Stuhle zurück und machte

nervös den Fächer auf und zu. „Sie scheinen ein sehr wichtiges Erziehungsmittel aus den Augen zu lassen: den Umgang mit Frauen."

„Es fehlt mir in Tirol an Bekanntschaft."

„Sie scherzen. Einem Mann von Ihrem Stande, Ihrem gesellschaftlichen Talent öffnen sich alle Thüren. Auf die Gefahr hin, eigennützig zu erscheinen, lade ich Sie und Ihren Zögling freundlichst ein, uns in unserer Villa in Lichtenthal zu besuchen. Die Landschaft ist ungemein malerisch."

Herr von Berg verneigte sich schweigend.

„Und was die Hauptsache ist, Sie finden bei uns die beste Gesellschaft. Fürst Lichtenthal wird in den nächsten Tagen auf seinem Schloß erwartet. Wir sind mit dem Fürsten verwandt. Meiner Mama Großmama war eine geborene Prinzeß Lichtenthal."

„Fürst Lichtenthal — der Hausminister des Herzogs von Sundhausen?"

„Derselbe! Einer unsrer genialsten Staatsmänner."

„Da Sie es versichern, meine Gnädigste, bin ich davon überzeugt, obzwar ich von der staatsmännischen Thätigkeit eines Hausministers keine Vorstellung habe. Um aber auf die Villa Lichtenthal zurückzukommen — die Baronesse ist das Ebenbild ihrer Mutter."

„Zu ihrem Schaden?"

„Im Gegenteil; ich fürchte für meinen Siegfried!"

Die Baronin lachte. „Gabriele ist sehr, sehr vernünftig. Und wir beide, Sie und ich, sind es auch. Wir geben Ihrem Diamanten den letzten Schliff und schnellen ihn in die große Welt. Außerhalb der Gesellschaft giebt es kein Glück. Schlagen Sie ein!"

In diesem Augenblick trat ein Herr, der im Vorübergehen nach der Dame geschielt hatte, rasch an den Tisch und grüßte die Baronin.

„Sie hier, Baronin!"

„Durchlaucht, Sie hier! — Herr von Berg. Seine Durchlaucht Fürst Lichtenthal."

Lupus in fabula, dachte Berg und musterte den „genialen Staatsmann", der sich sofort wieder an die Baronin wandte. Man dachte beim ersten Blick auf den Fürsten zunächst mehr an eine kranke Leber als einen bedeutenden Geist; er sah gelb, verbraucht und müde aus. Doch ging er wie ein junger Fant, trug einen kornblumenblauen Sommeranzug, übermäßig breite Hemdmanschetten und weiße Gamaschen.

Die Freude der Baronin über diese Begegnung war ungeheuchelt. Leider dauerte sie nicht lange, denn der Fürst, zur kaiserlichen Tafel ins Schloß befohlen, hatte Eile. Und morgen muß er seinen gnädigsten Gebieter, den Herzog, in München erwarten. Doch hat er für die Baronin als Balsam für die Enttäuschung eine überraschende, eine große Nachricht: „Seine Hoheit der Herzog kommt diesen Herbst nach Lichtenthal!" Mit diesem glänzenden Abgang schied der Fürst. An verwandtschaftliche Beziehungen hatte er mit keinem Wort erinnert, an Gabriele nur einen kühlen Gruß hinterlassen. Dennoch blieb die Baronin glühend, glücklich zurück. Endlich einmal Segel in Sicht, endlich einmal eine Villeggiatur mit Aufregungen, Intriguen, Ereignissen! Einen peruanischen Rothschild zum Gast, einen regierenden Herzog zum Nachbarn! Es kostete ihr einigen Zwang, jetzt ihren Gedanken nicht Audienz zu geben.

„Wie fatal," begann sie, „daß Gabriele nicht da war! Wie gefiel Ihnen der Fürst?"

„Er sieht leidend aus."

„Er opfert sich dem Staat!"

„Der Dienst beim Herzog mag allerdings kein leichter sein."

„Wieso? Herzog Gebhart ist ein Genie."

„Um so schlimmer für seine Minister. Auch soll er bei allem Schwung der Seele zuweilen launisch wie ein Despot und unberechenbar in seinem Zorn sein."

„Ich fürchte, Herr von Berg, daß das Reisen demokratisch macht."

„Ich hörte die lautesten Gerüchte darüber in seinem eigenen Lande und von Leuten von gutem Adel."

„Und wenn dem so wäre, so steigt Fürst Lichtenthal nur um so höher in meiner Achtung und wird seine Bekanntschaft um so lehrreicher für Ihren Zögling sein."

„Am Ende wollen Sie meinen Siegfried zum Staatsmann machen. Nein, Baronin, er soll bis an sein seliges Ende glücklich, nur glücklich sein."

„Ist denn die blinde Einfalt wirklich so glücklich?" fragte die Baronin giftig.

Berg wurde plötzlich ernst. „Ich vermute, ja," erwiderte er. „Dagegen bin ich überzeugt, daß man dem Kreis, auf den uns die Verdienste oder die Sünden unsrer Väter angewiesen, nicht dauernd sich entziehen kann. Wir können heute nicht mehr in die Wüste fliehen. Siegfried ist durch den Reichtum seines Vaters — wie Sie richtig bemerkten — der Gesellschaft verfallen. Auch wenn ich ihr diesen Edelstein entziehen und ver-

bergen wollte, würde sie auf irgend eine Art einmal seiner sich bemächtigen und ihn verändern. Er ist schon heute innerhalb des Ringes. In dieser Welt der tausend Rücksichten und zahllosen Widersprüche, der kleinen Rechtstüfteleien und großen Vertragsbrüche, der nüchternen Kritik und des tollen Erfolgskultus, in dieser Welt, die wir so berechtigt schmähen und so ungern verlassen, fällt die Binde einmal von jedermanns Augen. Wer klug ist, nimmt dafür eine Maske vor. Bis jetzt kenne ich Siegfried genau und noch eine Zeit lang werde ich ihn sachte sehen, genießen und urteilen lehren können. Aber auch darin gebe ich Ihnen recht, daß der Tag kommen wird, an dem er die Wünschelrute verlangt. Dann bürge ich auch für ihn nicht mehr. Denn Gold ist keine Chimäre, sondern Macht. Und es kann keiner von sich, geschweige denn vom andern sagen, was er thun werde, wenn er zur Macht gelangt!"

Die Baronin fing an, mit Berg unzufrieden zu sein. Doch mehr Professor, dachte sie, als Kavalier.

„Sie geben mir also einen Korb?" fragte sie spitz.

„O nein, meine Gnädigste; wir werden Sie in Lichtenthal besuchen."

„Bravo! Und jetzt geben Sie mir Ihren Arm!"

Unterdessen waren die jungen Leutchen und Doktor Pitterstschatscher in den stets umlagerten Gabentempel gelangt. Aber Gabriele wurde enttäuscht. Diese großen und kleinen Ehrenbecher, Waffen und Fahnen hatten keinen Reiz für sie. Nur vor dem ersten Gewinn, einem zierlichen Kästchen randvoll mit funkelnagelneuen Silbergulden angefüllt, blieb sie stehen und starrte tiefsinnig auf den kleinen Schatz.

„Wie viel ist das?" fragte sie den Doktor.

„Das sind rund zweitausend Gulden Silber," erwiderte dieser mit patriotischem Stolz.

„Eine Menge Geld, und mit piff! paff! leicht genug verdient!"

„Erlauben Sie, gnädigstes Fräulein, so leicht ist es denn doch nicht! Nehmen Sie an, daß —"

„Ich nehme die Schatulle mit Vergnügen an," fiel Gabriele dem Doktor heiter ins Wort, denn sobald der auf das Tiroler Schützenwesen zu sprechen kam, wurde er unheimlich beredt.

„Eine Menge Geld!" wiederholte sie und sah abermals auf die blanken Münzen. Dann wandte sie sich nach Siegfried um, der unterdessen nichts als das Haar, das ihr im Nacken zu kleinen Locken sich ringelte, und den schlanken Hals und die feingeschwungenen Schultern betrachtet hatte, betrachten wollte,

und sagte: „Mein Gretchenseufzer kommt Ihnen wohl seltsam vor? Ich, die Freiin mit sechzehn tadellosen Ahnen, werde von einem silbernen Maulwurfshaufen bezaubert! Was sind zweitausend Gulden für einen Peruaner! Oder irre ich mich? Meine Völkerkunde stammt allerdings zum größten Teil aus Opern und Romanen. Giebt es auch arme Weiße da unten? Gehören Sie gleich mir zur Familie der Kirchenmäuse?“

Auf dem Wege zum Gabentempel war der Doktor ihr Ritter gewesen; jetzt nahm sie Siegfrieds Arm. Er empfand den Druck ihres Armes, der rund und voll war, als süßen Schauer in jedem Nerv. Er hatte himmelhochjauchzenden Mut, doch bleierne Glieder. Als er nach links schwenkte, trat er dem Doktor derb auf den Fuß.

„Kruzitürken!“ fluchte Pittertschatscher.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ stotterte Siegfried.

„Sie antworten mir nicht?“ fragte Gabriele, indem sie ihn ungeduldig weiterdrängte. „Hat Sie mein Freimut verletzt? Erwarteten Sie diesen Realismus in einem deutschen Mädchen nicht? Ach, es ist traurig, aber es ist so: der schnöde Mammon blendet mich. Ich will ganz wahr sein: Ich finde meine Armut schrecklich!“

Sie preßte seinen Arm unwillkürlich fester an sich. Es flimmerte ihm bei dieser Berührung vor den Augen, doch auch da ihn eine nie gekannte Glut und Leidenschaft erfüllte, verlor er nichts von seiner liebenswürdigen Bescheidenheit.

„Mein Vater, glaube ich, ist reich. Doch dachte ich kaum je daran. Möge ich niemals in die Lage kommen, daran denken zu müssen! — Ich bin Maler,“ fuhr er mit einem leuchtenden Aufblick fort. „Zwar wenn ich mein Können auch nur mit demjenigen meiner Altersgenossen verglich, wollte ich oft verzweifeln. Doch liebe ich meine Kunst und hoffe immer wieder, mit ehrlicher Arbeit Tüchtiges zu schaffen und dabei wohl auch mein Brot zu finden.“

„Was malen Sie?“

„Bisher versuchte ich mich im Porträt und in der Landschaft. Aber am liebsten würde ich Tiermaler werden. Ich bin ein Tierfreund und verstehe mich auf schönes Vieh. Ich will Ihnen vom Schaf wie vom Pferde sagen, von welchem Schlag es ist, und von einem Stück Rind aufs Pfund erraten, wie viel es wiegt. Das macht freilich nicht den Tiermaler, allein es ist das Stück Handwerk, das zu jeglicher Kunst gehört. Wenn ich mehrere Bilder verkauft haben werde, lege ich bei meiner Werkstätte

eine kleine Meierei an, Stallungen und einige Wiesen und Felder."

„Landwirtschaft rentiert heutzutage nicht," bemerkte Gabriele altklug. „Wenn ich ein Mann wäre, würde ich am liebsten Geschäftsmann sein; Sie verstehen mich, ein richtiger Kaufherr oder Bankier. Spekulieren, wagen, ein Großes wagen — ich denke mir die Aufregung köstlich!"

Wenn Gabriele, ihre nicht vollen, aber frischen Lippen zu einem halben Lächeln öffnend, die Augen aufwärts rollte, erinnerte ihr Kopf an Tizians Madonnen. Ihr Antlitz war wie verklärt, mochten ihre Gedanken dabei noch so irdisch sein. Siegfrieds Entzücken über das schwimmende Auge, den lieblichen Mund ließ die Frage, in welchen Tiefen ihre seltsamen „Mädchenwünsche" keimen möchten, gar nicht aufkommen.

„Mein Vater ist Kaufmann," sagte er treuherzig, „ein kaufmännisches Genie, wie Berg behauptet."

„Wohl ihm! — Ach, ich bin eine Thörin! Ich bleibe das arme Freifräulein — Und Sie müssen Landschafter und Porträtist bleiben," setzte sie heiter hinzu. „Denn ich will von Ihnen gemalt werden. In Lichtenthal. Wenn ich dann später gefragt werde: Von wem ist dieses Ihr Porträt? würde es mir unangenehm sein, darauf antworten zu müssen: Von dem berühmten Tiermaler Thaler. Finden Sie diese Tracht nicht allerliebst?"

Sie zeigte mit dem Sonnenschirm auf zwei Landmädchen, die, vom Schützenwein kühn gemacht, kichernd ihren Weg gekreuzt hatten. Siegfried wirbelte wegen des Auftrags, des ersten, o, und dieses Auftrags noch der Kopf. Er konnte nur nicken.

„So trägt man sich in der Wilschenau."

Eine neue Entdeckung. „Sie kennen Land und Leute!" brach Siegfried jubelnd los. „O wie mir das von Ihnen gefällt! Wie mir das gefällt!"

„Freuen Sie sich nicht zu sehr," sagte sie mit der trockenen Aufrichtigkeit, die bei ihr mit Schelmerei und Koketterie wechselte, „meine Kenntnis ist nicht groß. Ich weiß wohl, daß jener schwarzhaarige Bursch im roten Rock mit grünem Brustlatz aus der Meraner Gegend kommt, doch wo dieser gelbe Kittel z. B. und wunderliche Hut — er ist beinah so abscheulich wie der unsres Doktors — heimatberechtigt sind, kann ich schon nicht mehr sagen. Und die Wilschenauer Tracht muß ich freilich kennen, da ich mich für meinen Cousin Fürst Lichtenthal als Wilschenauerin photographieren ließ."

Der fürstliche Vetter stieg am Freudenhimmel Siegfrieds als schwarze Wolke auf. Ein Fürst, der Gabriele kennt und ihr nicht seinen Fürstenhut zu Füßen legt, ist undenkbar. Wie es ihm in diesem Stadium der Liebe undenkbar ist, daß Gabriele je die Seine werde. Er verlangt den Stern noch nicht für sich, aber gönnt ihn schon nicht mehr einem andern.

Gabriele las ihm die Unruhe vom Gesicht. Sie drehte sich nach dem Doktor um, der geduldig die Nachhut machte.

„Sie erinnern sich, Doktor! Der Fürst —“

„Freilich, freilich!“ brüllte Pittertschatscher, um im Lärm gehört zu werden. „Er ist ein ausgezeichneter Mensch!“

Mit einem Ruck blieb Gabriele stehen. „Woraus schließen Sie das?“ fragte sie lebhaft. „Weil er Fürst von Lichtenthal oder weil er Hausminister eines Herzogs ist? Was hat er geleistet? Sie wissen von seinen Verdiensten um den Herzog und das Herzogtum so wenig wie Mama und ich. Sie kennen ihn nur als Herrn auf Lichtenthal. Hat er besondere Verdienste um euch? Außer Schloß und Jagd ist alles verpachtet. Da kommt er denn einmal alljährlich an, veranstaltet einige Jagden und reist nach drei bis vier Wochen wieder ab.“

Der Doktor schmunzelte. „Durchlaucht pflegen zur einen und andern Jagd auch mich einzuladen. Ich kann Ihnen versichern, daß er dabei außerordentlich liebenswürdig ist.“

„Ah, liebenswürdig und ausgezeichnet ist nicht dasselbe. Und was nennen Sie liebenswürdig? Er reicht Ihnen zwei Finger hin, sagt: ‚Was machen Sie, lieber Doktor? Lange nicht das Vergnügen gehabt! Glauben Sie, daß das Wetter sich hält?‘ Dann bleiben Sie kalt gestellt bis zu Ihrem unterthänigsten Abschiedsbückling: ‚Sie gehen schon, lieber Doktor? Waren Sie mit Ihrem Stand zufrieden? Freut mich. Au revoir, lieber Doktor!‘ — Ich bin mit dem Fürsten verwandt und kann mich seiner Aufmerksamkeit rühmen. Dennoch finde ich ihn nichts weniger als liebenswürdig. Mich friert in seiner Nähe! — Die Wilschenauerin schickte ich ihm auf Befehl meiner Mama.“

Ein Erfahrener würde gefragt haben: Warum so heftig? Der gute Siegfried dagegen war von dieser Erklärung aufs innigste befriedigt. Der Doktor machte verwunderte Augen.

„Uebrigens,“ wandte sich Gabriele an jenen, „werden Sie den Fürsten kennen lernen. Denn es bleibt dabei, daß Sie nach Lichtenthal kommen und mich malen. Ich ahne es, wir werden gute Kameraden. . . . Augen rechts! Dort geht Mama und Ihr Freund; sie suchen uns!“

Das erste Wort der Freifrau war ein vorwurfsvolles „Aber".

„Nun, Mama, wir waren doch rasch genug!"

„Cousin Lichtenthal war da und bedauerte sehr, dich nicht zu treffen."

Dem jungen Manne stieg das Blut in den Kopf, nicht ihr. „Wir sehen uns ja in Lichtenthal noch oft genug," sagte sie kühl. „Da habe ich eine wichtigere Neuigkeit: Herr Thaler ist Künstler. Und dieser liebenswürdige Meister ist auf meine Bitte hin nicht abgeneigt, mich für Mama zu malen. Nun lade du die Herren nach Lichtenthal ein."

„Das ist bereits geschehen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der denkwürdige Tag endigte herrlich. Die Herren durften Mutter und Tochter nach Hause begleiten. Ein bescheidenes Landhaus, hoch über der Stadt, unter den Bäumen der Weierburg gelegen. Pittertschatschers Schwester, eine würdige alte Jungfer, schloß eine Erkerstube im Erdgeschoß auf, wo es angenehm nach den Reseden des kleinen Vorgartens roch. Man saß dort noch lange, nachdem die Lampe gebracht und ein sehr einfaches Abendbrot verzehrt war. Berg erzählte allerlei Schnurren aus seinem bewegten Leben als Lieutenant, Politiker und Reisender, wodurch er in der Gunst der Baronin neuerdings stieg. Sie hatte ein „heiteres Temperament", das heißt, sie liebte nur, was sie erheiterte. Das setzt ein kurzes Gedächtnis voraus.

Doktor Pittertschatscher zog die buschigen Brauen nieder und den Schnurrbart hoch. Doch wenn er so recht wie ein alter grimmiger Kater aussah, war er am vergnügtesten. Er lachte ruckweise, immer erst bei der zweiten Geschichte über die erste. Dadurch überhörte er manches, bat um Wiederholung, mißverstand vorerst und schüttelte sich dann wieder vor Lachen. Seine Schwester und Burgi, eine junge Verwandte aus dem Zillerthal, welche beim Mahl die Gäste bedient hatte und nun strickend in einer dunklen Ecke saß, hingen schier mit Andacht am Munde der Fremden. Manches kam ihnen freilich spanisch vor.

Sowohl Gabriele wie Siegfried griffen im Gegensatz zum Nachmittag auch selbst in die Unterhaltung ein, der junge Mann war aufgeregt, das Mädchen bis zur Ausgelassenheit munter, doch wenn er sehnsüchtig ihre Augen suchte, vermied sie es, ihn anzusehen.

Der Aufbruch war Siegfried schrecklich. Er rang nach einem schicklichen Wort, aber Thränen waren ihm näher. „Auf Wiedersehen in Lichtenthal!“ sagte die Baronin; Gabriele stand hinter ihr und regte sich nicht. Er suchte seinen Hut, fiel dabei über einen Stuhl und befand sich zuletzt im Freien, er wußte nicht wie.

Man gelangte über einen Wiesenhang auf die Straße. Dort drehten sich beide zugleich nach dem Häuschen um. Im hellen Erkerfenster stand eine Frauengestalt.

Es war lange her, daß Berg den Horaz gelesen hatte. Jetzt fiel ihm plötzlich von einer Ode dieses klassischen Lebemannes die erste Zeile ein. „O matre pulchra filia pulchrior,“ murmelte er lächelnd vor sich hin. O schöner Mutter schöneres Töchterlein!

Beide hielten die Gestalt am Fenster für Gabriele. Doch weder Mutter noch Tochter dachte daran, ihnen nachzusehen. Es war Burgi, die Zillerthalerin.

Nachdem sie eine ziemlich weite Strecke schweigend zurückgelegt hatten, blieb Herr von Berg stehen und sagte vergnügt: „Nun hätten wir ja, was uns in Tirol gefehlt: eine angenehme Bekanntschaft! Sind Sie mit dem Tag zufrieden?“

„Ich war sehr — sehr glücklich, lieber Berg.“

„Hoffentlich sind Sie es noch!“

Siegfried antwortete mit der Frage: „Wann gehen wir nach Lichtenthal?“

* * *

Das Städtchen Waldegg ist die nächste Bahnstation für Lichtenthal. Ein schöner Morgen war's, als Berg und Siegfried mit dem ersten Frühzug dorthin fuhren.

Auf den Feldern wurde das Korn geschnitten, und alt und jung, Bauer und Gesinde waren bei der Arbeit. Hier diese Garbenreihen, dort die gemähte Wiese mahnten an den nahen Herbst. Aber die Waldungen des Mittelgebirges standen noch im saftigsten Grün.

Hinter dem Bahngebäude erhebt sich ein ansehnlicher Fels, doch ist unter Busch und Baum das Gestein fast verschwunden. Zuhöchst ragen die Mauern, Türme und Kasernen der Festung Waldegg. Daß sie nur noch malerischen Wert besitzt, läßt das Städtchen am Fuße des Berges erraten. Weit über die alten Mauern und Thore hinaus erstrecken sich seine Häuserreihen ins freie Feld.

„Hat im Laufe der Zeit Millionen gekostet,“ sagte der

Kellner der Bahnwirtschaft, ein Sachse, da Siegfried zur Feste emporsah. „Millionen? Milliarden! Und ist heute keinen Schuß Pulver wert; Pappe für Krupp! Auch haust nur noch ein ausgedienter Feldwebel droben. Wie man sagt, würde der Staat den Steinhaufen gern hergeben, wenn ihn nur einer möchte.“

Der Kellner, der wie alle Kellner aussah, war mißvergnügt. Von den Ausgestiegenen waren Berg und Siegfried die einzigen Fremden für ihn. Und sie hatten schon gefrühstückt. Denn für hungrige Reisende kommt erst die Bahnwirtschaft und dann die Festung. Diese seine Erfahrung wurde aufs neue bestätigt. Siegfried fragte ihn nur um den Weg nach Lichtenthal.

Waldegg liegt an einem Fluß. Eine kleine Ortschaft auf dem jenseitigen Ufer, am Eingang eines Thales, wurde ihm als Lichtenthal gezeigt.

„Wenn Sie über die Brücke gegangen sind,“ sagte der Kellner, „führt Sie der Weg linker Hand schnurstracks nach dem Dorfe. Aber,“ setzte er hinzu, „ich mache die Herren aufmerksam, daß in Lichtenthal durchaus nichts los ist.“

Siegfried lächelte über den Armen, der so geringschätzig von einem Feensitz sprach.

Ob die Herren einen Wagen wünschten?

Nein. Das Gepäck wurde auf dem Bahnhof zurückgelassen.

Da Siegfried seinen Malkasten an einem Riemen über der Schulter trug, gab der Kellner wieder einen Beweis seiner Menschenkenntnis. „Ich wette hundert gegen eins,“ sagte er zum Bahndiener, „der jüngere ist ein Maler.“

„Jedenfalls ist er selbst bildsauber.“

Als die beiden Fußgänger das Städtchen und die Brücke hinter sich hatten und zwischen der Berglehne und fruchtbaren, mit Obstbäumen bestandenen Auen rüstig fürbaß schritten, blickte Siegfried frohgemut um sich und dann zum wolkenlosen Himmel.

„Sind Lorenz und Barthel schön,
Ist ein guter Herbst vorauszusehn.“

„Ich bin nicht abergläubisch,“ fuhr er fort, „gleichwohl liebe ich diese Volkssprüche ebenso, wie mir die schöne alte Tracht gefällt.“

„Ich bewunderte Sie schon in München,“ entgegnete Berg, „wie rasch Sie in die neuen Verhältnisse sich finden!“

„Weil meine Mutter mich für sie erzog! Auch vergessen Sie nicht, daß wir vor unsrer Uebersiedelung nach Peru unter den deutschen Kolonisten Südbrasiliens gelebt haben. Joinville,

wo ich geboren bin, ist von Deutschen gegründet. Als wir nach Lima kamen, waren die Sympathieen meiner Mutter bereits mein festes Eigen. Dort stand ich unter meinen Altersgenossen freilich damit allein. Man verzieh mir sie ebensowenig wie meine künstlerischen Neigungen. Ich litt. Aber für alle Bitternisse dort werde ich jetzt überreich entschädigt. Selbst im Wirbel Ihrer Großstädte habe ich immer das Gefühl, daheim, unter Gleichfühlenden, Gleichstrebenden zu sein. Ich darf aus innerster Seele sprechen, ohne kaltem Staunen zu begegnen; darf den Weg gehen, der nicht nach Eldorado, doch vielleicht zu den Sternen führt. O mein teuerster Freund, auch Ihr Lächeln gilt nicht diesen Sternen, sondern mir, der sie mit so schwachen Kräften zu erreichen hofft. Ich fürchte selbst, ich fürchte für meine Hoffnung. Wenigstens wird mein Wahn kurz sein, denn es muß in diesen Tagen sich zeigen, ob ich ein Künstler bin oder nicht!"

Berg lächelte, aber im Blick, mit dem er den jungen Schwärmer betrachtete, lag zärtliche Sorge.

„Mein lieber Siegfried, ich bin zu alt, um wie Sie alles durch einen rosigen Flor zu sehen. Ich wünsche mit dürren Worten, aber von Herzen, daß Ihnen das Bild der schönen Gabriele gelingt. Doch wenn es nicht gelingt, brauchen Sie darum nicht den Mut zu verlieren. Kunst kostet Lehrgeld. Zunächst fragt sich's, ob wir überhaupt in Lichtenthal werden bleiben können."

„Sind wir nicht geladen?"

„Und wenn wir mit offenen Armen empfangen werden, droht immer noch die Wohnungsfrage. Hegen Sie in diesem Punkt keine großen Erwartungen! Ich ahn's, ich ahn's, der gute Doktor schläft auf dem Dachboden."

„Bisher fanden wir in jedem Dorf auch ein Wirtshaus."

Darauf hatte Berg nur einen tiefen Seufzer als Antwort.

Siegfried legte beschwichtigend die Hand auf seine Schulter. „Nötigenfalls wohnen wir in Waldegg. Täglich ein Stündchen hin, ein Stündchen zurück ..."

„Aber angenommen, es stellt sich schlechtes Wetter ein, ein eiserner Gebirgsregen, der wochenlang dauert und Ihnen alles Licht und mir alle Laune nimmt?"

„Es wird nicht regnen," rief Siegfried voll Zuversicht gegen den Himmel blickend:

„Sind Lorenz und Barthel schön,
Ist ein guter Herbst vorauszusehn!"

Unterdessen hatte man im Hause, welches das Ziel der beiden Wanderer war, keine Ahnung von ihrer Nähe. Nach der Baronin Ansicht konnte der Sohn eines Millionärs nur in einem Schnellzug, wenn nicht mit einem Extrazug fahren. In Waldegg aber trafen nur nachmittags und nachts Schnellzüge ein. Ueber die Reisenden, welche die Nacht dem Städtchen gebracht hatte, erhielt die Baronin früh vom Briefboten Auskunft; zum Nachmittagsschnellzug sandte sie ihren Wirt, Pittertschatscher. Seine ärztliche Thätigkeit war der Erfüllung dieses hohen Auftrags nicht hinderlich. Seitdem ein jüngerer Berufsgenosse in Waldegg wohnte, wurde der gute alte Pittertschatscher nur noch selten zu einem Kranken in die Stadt gerufen, den Lichtenthaler Bauern aber war von jeher der Kurpfuscher, der meilenweit von Lichtenthal hauste, näher als der Nachbar. Glücklicherweise hatte er immer dürftig gelebt und gut gespart. Die Baronin zahlte ihre Miete ziemlich pünktlich, und Burgi, die arme Verwandte aus dem Zillerthal, verrichtete die Hausarbeit um Gotteslohn besser als zwei Dienstboten für bares Geld.

Wenn man von Waldegg kam, lag das Doktorhaus am Ende des Dorfes. Die Mauern des einstöckigen Gebäudes wurden von einem hohen, verwitterten Dach gleichsam erdrückt. Doch ein gut gepflegter Vorgarten, blühende Pflanzen an allen Fenstern und eine üppige Laube vor dem Eingang machten das Haus im Sommer dennoch freundlich.

In dieser Laube saß die Baronin auf einem niedrigen Gartenstuhl, die Füße in verschlissenen Seidenpantoffeln auf einen zweiten Stuhl stützend, und blätterte im Gothaischen Freiherrnkalender. In der vergangenen Nacht waren laut Bericht keine Fremden angekommen, darum blieb die Baronin heute in ihrer bequemsten Morgentracht. Während über den Blumenbeeten das volle heiße Sonnenlicht lag, war es unter dem Blätterdach der Laube — Veranda nannten sie die Damen — kühl, so angenehm kühl, daß Frau von Schlern den Geruch von glühenden Kohlen und heißer Butter, der durch die offne Thür ins Freie zog, geduldig ertrug. Sie war die kleinen Leiden eines bescheidenen Haushaltes gewohnt.

In der geräumigen Flur, die durch ein Hinterfenster Licht erhielt, plättete die Frau des Dorftischlers, weiland Zimmermädchen in Bozen und Meran, die Feinwäsche der Damen. Gabriele, in einem stahlblauen, dicht anliegenden Kattunkleid, saß am erwähnten Fenster und las auch, aber in einem abgegriffenen Buche der Waldegger Leihbibliothek. Ihren guten

Willen zur Mitarbeit bekundete sie hinlänglich dadurch, daß sie eine große weiße Schürze umgebunden hatte.

In der Küche buk Burgi „Aepfelküchel“.

Der Doktor pflegte vormittags bei den Klosterherren zu sein. Ungefähr tausend Schritt weit vom „Doktorhaus“ stand nämlich ein Kloster, altersgraue, weitläufige Gebäude, heute nur noch von einem halben Dutzend betagter würdiger Servitenpater bewohnt. Im Bibliothekzimmer las der Arzt gemeinschaftlich mit dem Prior seine Zeitung, woran sich unterschiedliche politische und unpolitische Gespräche knüpften.

Im Dorf war es wegen der Feldarbeit so still wie im Hause.

Eben hatte die Schloßuhr elf geschlagen. Da ging die Gartenthür, der Kies knirschte unter festen Tritten. Ungnädig blickte die Baronin von der geistreichen Lektüre auf, sah, stieß einen kleinen Schrei aus und floh ins Haus.

Die Peruaner waren gekommen!

Gabriele, im Bewußtsein, auch im Hauskleid gut auszusehen, ging ihnen entgegen. Gewiß freute sie sich ihres Kommens, doch hatte sie keinen Augenblick gefürchtet, daß sie nicht kommen könnten. Daher begrüßte sie beide mit freundlicher Sicherheit, während den Jüngling der Sturm des Herzens schwerfällig und wortarm machte.

Dem Freifräulein entging es nicht, daß am Kleid der beiden kein Stäubchen haftete. Sie konnten so, wie sie waren, in jeden Salon treten.

„Ich hörte keinen Wagen vorfahren. Wo ließen Sie Ihr Fuhrwerk?“ fragte Gabriele. „Hoffentlich kommen Sie nicht ohne großes Gepäck. Ich frage nicht wegen des Porträts danach. Obschon — doch nein, ich frage, weil Mama sich freuen wird, wenn Sie auf längere Zeit Leben in unser Nestchen bringen.“

Berg nahm Lichtenthal mit aufrichtigem Behagen in Schutz. Die Anwesenheit illustrer Gäste, seine herrliche Lage und — „die Hauptsache“! dachte er nur — ein über alle Erwartungen trefflicher Gasthof machten es zu einer Sommerfrische ersten Ranges.

„Sagen Sie, daß Sie bleiben, und ich lege feierlichst meine Arbeitsschürze ab und widme mich Ihnen!“ Und damit flog auch schon die Schürze auf den ersten, den nächsten Stuhl, und ein funkelnder Blick forderte Antwort von Siegfried.

„Wir bleiben,“ rief dieser, „bleiben, solange Sie uns dulden!“

„Brav gesprochen!“ Gabriele klatschte in die Hände, sprang einige Stufen die Treppe empor und rief der unsichtbaren Mama zu, daß sie den Gästen ihr Belvedere zeigen werde.

„Wir müssen Mama zulieb einen kleinen Spaziergang machen,“ sagte sie, mit den Augen zwinkernd; „es ist ganz wundervoll, wie Sie Mama, die Sie stündlich erwartete, dennoch so gründlich überrascht haben. Wann sind Sie denn in unserm weltberühmten Hotel ‚Zum Hirschenwirt‘ abgestiegen?“

„Wir kamen vor einer halben Stunde an. Aber nicht, wie Sie vermuten, in eignem Wagen, sondern als bescheidene Fußgänger. Unser Handwerkszeug trugen wir selbst, das große Gepäck folgt auf einer Karre; Hirschenwirts Hausknecht ist bereits nach der Bahn unterwegs.“

„Also fuhren Sie mit dem greulichen Morgenbummelzug nach Waldegg. Solche Hinterlist trauten wir Ihnen allerdings nicht zu. Zur Strafe müssen Sie mit unserm Alltagsmenü vorlieb nehmen. Wer gut essen will, telegraphiert.“

Berg wollte Einwendungen machen, aber schon eilte Gabriele in die Küche. Gleich darauf erschien sie lachend wieder.

„O, ein lukullisch Mahl! Was sagt mein edler Peruaner zu Graupensuppe und Aepfelkücheln? Aepfelküchel! Wenn Sie gestern gekommen wären, läßt Ihnen Burgi sagen — Sie erinnern sich doch Burgis? — würde sie Ihnen das Tiroler Leibgericht, Fleischknödel, aufgetischt haben, heut aber ist Fasttag. Ich weiß nicht, warum, aber Burgi sagt's und Sie müssen sich darein ergeben: heute ist Fasttag! Punkt zwölf beginnt er. Also rasch vorher eine kleine Bergpartie!“

Damit drängte Gabriele die Herren zur Thür und huschte dort an ihnen vorbei und voran. Bei aller Freude wußte sie genau, daß Mamas Sonnenschirm in der Laube lag. Erst zeigte sie den Gästen „Veranda“ und Garten, dann führte sie dieselben um das Haus herum auf einen Pfad, der sachte aufwärts führte.

Burgi sah die kleine Gesellschaft am Küchenfenster vorüberwandeln; Gabriele, den hochroten Schirm auf der Schulter, ging neben Herrn von Berg, einen Schritt hinter ihnen folgte der schöne junge Mann. Sie sah ihnen nach, bis sie im nahen Nadelgehölz verschwanden.

„Hm, hm! Ja, ja!“ sagte in der Flur die Tischlersfrau laut vor sich hin, in demselben Augenblick wurde sie von der Baronin hinaufgerufen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Erdgeschoß lag auch die Stube, welche als Speise- und Gesellschaftszimmer diente. Sie war geräumig, aber niedrig; ein großer Kachelofen mit der landesüblichen Ofenbank, die wenigen und allereinfachsten Möbel gaben ihr das Aussehen einer Bauernstube, und so wurde sie auch genannt.

Das Mahl bestand denn doch aus mehr als zwei Gängen, eine Schüssel Forellen verdankte man den gefälligen Klosterherren. Das Tafelzeug gehörte der Baronin. Porzellan, Damast und Silber trugen ihr Doppelwappen. Erinnerungen an schönere Zeiten! Leider waren der Erinnerungen zu wenige. Herr von Berg bemerkte die kleinen Verlegenheiten der Hausfrau und erriet ihre Ursache, Siegfried dagegen hatte keine Ahnung davon. Er wußte nicht, womit, worauf und was er aß. Und doch glaubte er nie besser gegessen zu haben.

Die Unterhaltung blieb immer im Fluß, immer heiter. Nur einmal nahm sie eine politische Wendung.

„Im Beobachter steht heute eine Nachricht," sagte Pitterschatscher, „welche die gnädige Frau Baronin überraschen wird."

„Im Beobachter? Ueberraschen? Mich?"

„Hören Sie nur!" Der Arzt hatte die Zeitung aus der Tasche gezogen, hielt sie auf Armeslänge von sich und begann zu lesen:

„Wie unsre Leser wissen, ist Herzog Gebhart von Sundhausen Witwer und kinderlos. Seine Hoheit scheint zu keiner zweiten Ehe schreiten zu wollen, denn in jüngster Zeit sind zwischen den Kabinetten des Herzogs von Sundhausen und seines Neffen, des Herzogs von Sundhofen, Verhandlungen geführt, Verträge geschlossen worden, welche im Falle des Ablebens Herzog Gebharts seinem Neffen den Thron auch in Sundhausen sichern. Die Einwilligung der Landesvertretung unterliegt keinem Zweifel. Wie man weiß, waren bisher die Beziehungen der beiden Höfe zu einander keineswegs freundliche. Das Verdienst, diese Irrungen beseitigt, die Zukunft des Herzogtums Sundhausen gesichert zu haben, gebührt ausschließlich einem Manne, den auch wir mit Stolz unser nennen: S. D. dem Fürsten Agathon von Lichtenthal."

„Das überrascht mich in der That," rief die Baronin. „Bravo, Cousin! Finden Sie diesen Schachzug nicht auch genial, Herr von Berg?"

„Ich bin andrer Ansicht," erwiderte dieser. „Doch warum soll ich mir durch einen Widerspruch Ihre Ungnade zuziehen? Vorläufig lebt der Herzog noch; möge er lange leben!"

„Lang soll er leben, hoch soll er leben und wir alle daneben!“ fiel der Doktor ein und stieß mit Berg kräftig an. Und man lachte zu diesem Trinkspruch, die Gläser klirrten, die gute Laune blieb erhalten.

Das Porträt sollte sofort begonnen werden. Nur hinsichtlich des Kostüms war man noch nicht einig. Siegfried wollte die Baronesse im schlichten Kleide malen, das sie heute trug, doch sowohl Mutter wie Tochter verwahrten sich dagegen. Vorläufig ließ man die Frage offen.

Die Damen hatten sich nach Tisch in den ersten Stock begeben, der für Fremde geheimnisvoll wie ein Harem blieb. Sie waren noch unsichtbar, als Siegfried vom Gasthof ins Doktorhaus zurückkehrte. Ein Knecht trug sein Malgerät.

Nun wurde das Hausherrnstübchen, das gegen Norden ging, auch Atelier. Während Siegfried die Staffelei aufstellte und Pinsel und Farben ordnete, nahm Burgi die Tabakspfeifen des Doktors von der Wand und legte sie behutsam in eine Kiste. Die Baronesse wollte diese Greuel nicht vor Augen haben. Und doch hatte es eine Zeit gegeben, da sie dem Attaché Konstantinowitsch zulieb wie eine Russin rauchte. Allerdings Cigaretten.

„Schade, daß Sie nicht bei Tisch waren,“ redete Siegfried das Mädchen an.

„Wenn ich hab kochen müssen!“

„Mußten Sie?“

„Wer soll's denn sonst? Glauben Sie etwa, die Gnädigen kochen uns was?“

„Schwerlich würde es ihnen so gut wie Fräulein Burgi geraten.“

Das Mädchen hatte gegen das „Fräulein“ nichts einzuwenden. War doch ihr Vater Brauereibesitzer und Bürgermeister gewesen. Seine nachmalige Verarmung war nicht rückwirkend auf ihr Geburtsrecht.

„Hat's Ihnen geschmeckt?“

„Wie nie und nirgendwo!“

„Warum sind dann so viel Küchel wieder hinausgekommen? Wie ich hör und seh, ist der Herr ein Maler?“

„Ich halte mich dafür.“

„Und Sie malen das gnädige Fräulein? Recht haben Sie. Schöneres gibt's auf der Welt nicht.“

„Nein, nicht auf der ganzen Welt!“ rief er begeistert.

„Aber das werden Sie kaum glauben, daß auch ich gemalt worden bin.“

„Im Gegenteil, ich glaub es gern," erwiderte er, ohne aufzusehen.

„Ja, vom Professor —" sie nannte einen bekannten Meister.

Nun blickte er doch von seiner Beschäftigung auf und sah so zu sagen Burgi zum erstenmal. Und jetzt wußte er auch, von welchem Bilde des Berühmten die Rede war.

„Wahr!" rief er. „Wo hatte ich meine Augen!"

„Das könnt ich Ihnen sagen," erwiderte sie mit verschmitztem Lächeln, „aber Sie wissen es schon selbst."

„Das Bild stellt eine Hochzeit im Gebirge dar."

„Eine richtige Bauernhochzeit," fiel Burgi ein, „und ich bin die Kranzeljungfer, die mit dem Herrn Kuraten am Fenster steht. Erst sollt ich dort mit einem jungen Burschen zusammen stehen. Aber Sie, das hab ich mir ausgebeten! Da gab mir denn der Maler einen Hochwürden zum Nachbarn. Das Ganze aber kam so. Der Herr Professor hat vor zwei Jahren Sommers in Maierhofen, im ‚Adler', gewohnt und dort ein großmächtiges Bild gemalt. Nun müssen Sie wissen, daß ich in Maierhofen daheim bin und die Adlerwirtin meine Goten*) ist. Kaum hat er mich bei ihr gesehen, will er mich als Kranzeljungfer in sein Bild hineinhaben. Ich sag rundweg nein, aber die Frau Goten und der und die und zuletzt gar unser hochwürdigster Herr Kurat reden mir so lang zu, bis ich ja sag. Lustig war's nicht, und der Herr Professor ist mir ganz zuwider worden mit seinem ewigen Anschauen und Kommandieren. Nichts für ungut, Sie sind ja auch einer. Zuletzt hab ich mir doch selber gefallen, das heißt, auf dem Bild; denn in Wirklichkeit schau ich doch wohl anders aus."

„Nein, die Kranzjungfer ist Fräulein Burgi, wie sie leibt und lebt," rief Siegfried mit voller Aufrichtigkeit.

Burgi war ein frisches, anmutiges Tirolerkind. Harte Arbeit hatte ihren Körper kräftig entwickelt, doch nicht entstellt. Sie war schlank und fest, braun, dunkeläugig, in ihrem Wesen durchaus harmlos und immer freundlich. Sie lachte weit seltener als Gabriele, doch wenn sie lachte, war es so herzhaft, daß sie alle Zähne zeigte, gute, starke Bauernzähne. Hand und Fuß waren zierlich — bei den Mädchen ihrer Heimat durchaus keine seltne Erscheinung. Die Tracht ihres Thals war gleichsam ein persönlicher Reiz mehr, eine städtische hätte die ganze Burgi verändert.

---

*) Gote, Patin.

In der Stube über ihnen ward es lebendig.

„Da! Die Frau Baronin ist aufgewacht," sagte Burgi, „jetzt muß ich schaun, daß ich weiterkomm!"

Nachdem sie den Schrein mit Pittertschatschers Pfeifensammlung vorsichtig auf den Kopf gehoben hatte, machte sie dem Maler einen steifen Knicks. Im Vorbeigehen blinzelte sie nach den Vorbereitungen zur Sitzung und hatte offenbar außer ihrer gebrechlichen Ware den Schelm im Nacken.

Nun stand Gabriele ihm gegenüber. Die Thür blieb offen, doch niemand war außer den beiden im Zimmer. Auch das hatte die Baronesse sich ausgebeten.

Die Welt um beide versank für Siegfried in purpurne Finsternis; er sah nur *sie*, und sein Leben war in seinen Augen.

Gabriele würde sich gern in Samt und Seide gekleidet haben, allein sie besaß keine prächtigen Gewänder. Da kam sie auf den seltsamen Einfall, das schwarze Kleid anzuziehen, in welchem sie um den Vater getrauert hatte. Um so leuchtender wirkte der zarte Teint, das rötlich-blonde Haar, das sie tief in die Stirn gescheitelt trug.

„Wenn Sie das Bild ausstellen," sagte sie zu Siegfried, „betiteln Sie es: ‚Die junge Witwe'."

Sie stand neben dem Stuhl, die Rechte leicht auf die Lehne stützend; eine olympische Gestalt. Siegfried studierte das Antlitz Zug für Zug.

Plötzlich wurde sein Auge starr. Er entdeckte eine Falte auf dieser jungen Stirn, eine schwache, kaum sichtbare Linie, dennoch verräterisch. Ach, diese Stirn strahlte nicht immer in olympischer Heiterkeit! Dies junge Leben hatte schon seine kummervollen Nächte.

Und er erkannte die Spur davon jetzt auch an andern Zügen, zwischen den Brauen, um den Mund, in den wahrhaft lodernden Augen. . . .

Er erinnerte sich jetzt, auf welche Art sie ihren Vater verloren hatte, er sah jetzt die Armut und Enge ihrer Umgebung und empfand sie wie einen Hohn auf seinen glänzenden Cherub. In einem schmutzigen Dorf, zwischen einsamen Bergen mußte sie ihren Lebensfrühling verbringen, sie, die unzweifelhaft nach verwandten Geistern, künstlerischen Genüssen, großartiger Thätigkeit schmachtete! Siegfried selbst würde es nicht schwer fallen, sich auf immer in die Berge zu verbannen; doch er ist ein schlichtes Naturkind, Gabriele eine geborne Königin! War es nicht bewundernswürdig, daß sie unter solchem Druck nicht erstarrte, überhaupt noch fähig war, fröh-

lich zu sein! Oder war ihre liebenswürdige Heiterkeit nur Schein? Nur der Widerstand einer starken Seele gegen die Ungerechtigkeit des Geschicks und stolze Scham, ihr Weh zu klagen?

Tiefstes Mitleid ergriff ihn. Du aller irdischen Güter, du des Himmels schon auf Erden wert, dachte er, du darbst und entbehrst! Dein Los ist trauriger als dasjenige Dornröschens. Du siehst die dich umstrickende Wildnis. Du schläfst nicht, wehrst dich tapfer am Tage wider die Dorne und weinst in den Nächten.

Der ritterliche Wunsch, sie zu erlösen, sie auf den Platz zu führen, der ihr gebührte, erfüllte ihn. Daß dazu einzig und allein ein Bündel Banknoten nötig sei, dachte er nicht im entferntesten. Siegfried liebte, also war er Poet. Ohne Kampf, ohne edle Opfer eine Gabriele zu erringen, deuchte ihm unmöglich.

Die Baronesse sah ihn traurig werden. Was geht in ihm vor? fragte sie sich. Statt Entzücken und Bewunderung drückten mehr und mehr seine Blicke, seine Mienen Rührung, Sorge, Kummer aus. Wie kam er dazu? Was erforschte er in ihren Zügen? Solch ein Maler ist am Ende eine Art Wahrsager, ein Wahrsager aus dem Antlitz. . . . Ihre Wangen erglühten. „Sie sehen mich wirklich wie eine trauernde Witwe an," sagte sie. „Nehmen Sie meinen Scherz nicht ernst! Wenn Sie mir einen schwermütigen Ausdruck geben, wird das Porträt unähnlich. Ich bin munter, gesellig, nüchtern. Alles, was über das gewöhnliche Maß geht, ist nur dem Reichen erlaubt. Die Lichtenthaler würden mich auslachen, wenn ich mit dem Ausdruck einer Niobe durch das Dorf ginge. Ich bin nicht völlig ohne Phantasie, und manchmal — zum Beispiel wenn ich einen Roman lese — will sie mit mir durchgehen, hopp, über alle Berge! Da rieche ich den abscheulichen Knaster, den unser Hausherr raucht — und ich sage mir: Unsinn! Uebertreibung! Im wirklichen Leben gibt es keine Romane, im schlimmsten Fall einen Skandal. Wir finden uns täglich, stündlich mit zahmen Kompromissen ab. Von Hunderttausenden hat kaum einer ein eigenartiges Gesicht, alle übrigen sehen einander ähnlich und ihre Biographie läßt sich kurz wie eine Grabschrift fassen."

Es ist so, dachte Siegfried, aus edlem Stolz verschmäht sie es, bemitleidet zu werden. „Sie denken zu bescheiden von sich," sprach er. „Bei unsrer kurzen Bekanntschaft schon fühle ich, daß Sie hier nicht in Ihrem Elemente sind. Ein aus-

gedehnter Wirkungskreis, der geistige Austausch mit den Besten, die Huldigung der Ersten sind die Vorbedingungen Ihres Glückes. Warum diese freiwillige Verbannung? Wenigstens in Europa gibt Ihnen allein schon Ihr Name unerkäufliche Vorrechte."

„Man kann Rechte haben ohne die Macht, sie auszuüben."

„Erscheinen Sie, und Sie werden siegen!"

„O, wie unerfahren Sie sind!" rief sie voll Bitterkeit. „Doch wozu Worte verlieren über das Unabänderliche! Malen Sie! Malen Sie mich in schwarzem Kleid, aber mit lachendem Mund, und Sie kommen der Wahrheit am nächsten!"

Siegfried zog mit Kohle die ersten Linien. Doch seine Hand besaß nicht die gewohnte Sicherheit. Seine Vorstellung von Gabriele war nicht mehr dieselbe wie beim Beginn der Sitzung. Das Beruhigende ihrer Schönheit war dahin; sie erregte ihn jetzt wie leidenschaftliche Musik.

Während Gabriele anscheinend so kühl, so hausbacken mit dem Schicksal sich auseinandersetzte, klang die sonst wohllautende Stimme eigentümlich verschleiert, fast rauh.

Da war Glut unter der Asche.

Siegfried indes hörte und fühlte aus allem dem nur die Thatsache heraus, daß Gabriele nicht glücklich war. Wann hätte ein Liebender nach dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung geforscht? Gabriele war unglücklich. Das wurde der letzte und stärkste Ring der verhängnisvollen Kette. Der Jüngling gab sich mit Leib und Seele Gabriele gefangen.

Nach wiederholten Ansätzen warf er die Kohle fort. „Unmöglich!" rief er; „es ist, als ob ich nie einen Strich gezeichnet hätte!"

„Beginnen Sie morgen," erwiderte Gabriele, ohne im geringsten Enttäuschung und Verdruß zu zeigen. Sie sprang vom Tritt und that einen tiefen Atemzug. „Gehen wir ins Freie! Wo ist Herr von Berg?"

„Er blieb im Gasthof zurück, um Briefe zu schreiben."

„Wir rufen ihn ab und machen zu dritt einen Spaziergang!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend wurde wundervoll. Er verglühte nicht blutrot wie über einer Ebene, sondern übergoß alles mit milder, goldiger Glorie. Der gewaltige Gebirgsstock, der gegen Norden die Landschaft abschloß, sah so leicht und duftig wie eine

Fata Morgana aus. Kräftiger gefärbt, doch auch in leuchtender Pracht lag der nahe Waldegger Fels, mit den hinansteigenden Wipfeln, mit seiner stattlichen Krone, der Festung.

„Wenn ich ein Magus wäre," sagte Gabriele zu ihren Begleitern, „würde ich mir die Feste Waldegg in ein Schloß verzaubern!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nach Gabrieles Rückkehr vom Spaziergang blieben Mutter und Tochter allein. Pittertschatscher war von den Herren gebeten worden, ihren ersten Abend beim Hirschenwirt mit ihnen zu verbringen.

Die nur sternenhelle Nacht war milde, kein Lüftchen ging. Dennoch zog sich die Baronin, immer auf der Hut gegen Erkältung und eben deshalb selten ohne Schnupfen, in ihr „Boudoir" im ersten Stock zurück. Auch da war die Einrichtung dürftig; dagegen gab es Nippes, Albums, Schlummerkissen u. s. w. übergenug. Auf dem Fensterbrett standen Blumentöpfe, doch im Zimmer roch es nach dem neuesten Pariser Parfüm. Das italienische Sprichwort: Wer das Ueberflüssige kauft, wird das Notwendige verkaufen, paßte mit einer kleinen Aenderung auf Frau von Schlern: sie entbehrte Notwendiges, um Ueberflüssiges zu kaufen.

Sie hatte, wieder in ihrem roten Schlafrock, auf dem harten Sofa Platz genommen. Gabriele, mit müden Augen, den Kopf auf den nackten Arm gestützt, saß ihr gegenüber. Auf dem Tisch zwischen ihnen brannte die Lampe; ein Spiel französischer Karten lag vor der Baronin. Denn ihre Abende schlossen regelmäßig mit Patiencespiel und Kartenschlagen.

Bisher hatte Mama allein geredet von den Angekommenen. Seit acht Tagen drehte sich die Unterhaltung überhaupt nur um die beiden. Wieder fand Mama Herrn von Berg sehr geistreich und Siegfried sehr höflich, sehr bescheiden — zu bescheiden. Aber von seiner Malerei hegte sie keine großen Erwartungen. Ihrer Ansicht nach macht die Not den Künstler. „Wenn Raffael des Papstes Neffe gewesen wäre," sagte sie — „keinen Pinsel hätte er für ihn angerührt! — Und dauerte die Sitzung heute nicht eine Ewigkeit, und ließ ich euch nicht ungestört? Was aber finde ich? Ein paar verworrene verwischte schwarze Striche. Und ich war schon so neugierig!"

„Liegt dir so viel an meinem Porträt?"

„Diese Frage ist lieblos."

Da richtete sich Gabriele schroff empor. „Wozu die Komödie

zwischen uns!“ sagte sie. „Seit acht Tagen drehen wir uns wie die Katze um den Brei.“

„Wie unpoetisch!“

„Sage doch, was ich im ersten Augenblick erriet! Du siehst in Herrn Thaler eine Partie für mich.“

„Wenn sein Vater wirklich ein Millionär ist —“

„Es gab eine Zeit, da du nicht so — bürgerlich dachtest!“

„Mein Gott, man wird klüger — und älter. Auch du! Im vergangenen Frühjahr feierten wir deinen zwanzigsten Geburtstag.“

„Und da hältst du es für die höchste Zeit, daß ich mich verkaufe.“

„Du sprichst heute mit einem Realismus!“

„Du erinnerst mich an mein Alter. Mit den Jahren kommt die Nüchternheit.“

„So handle auch danach! Warum auf einmal so störrisch? So sonderbar wild? Will ich in diesem Fall andres als dein Wohl? Wir begegneten uns doch früher im Wunsch, deine Zukunft gesichert zu sehen. Allerdings, wenn dein seliger Papa weniger —“

„Laß die Toten!“ unterbrach sie Gabriele.

„Kurzsichtig gewesen wäre. . . . Doch du hast recht. Also sorgen wir selbst! Aber alle Bemühungen in dieser Richtung sind bisher gescheitert. Sage, ob durch meine Schuld?“

„Lag es etwa an mir? Ich kann nicht mehr thun, als mich auf den Markt stellen. Ich that's.“

„Aber nicht immer mit der richtigen Liebenswürdigkeit.“

„O, Mutter! Mutter! Erinnere mich nicht, wie oft, wie tief wir uns entwürdigten! In der Residenz wie hier. Warum blieben wir hier? Ich hasse den Ort.“

„Warum zogen wir her? Doch nicht wegen der Berge, die einem überall im Wege sind, sondern wegen des Fürsten. Auf dem Lande, dachten wir, ist er ein freier Mann. Da hat er Muße, da den Mut, auf sein Herz zu hören. Auf sein Herz! Wenn er überhaupt eins besäße, würde er uns auf seinem Grund und Boden unmöglich so empfangen haben!“

„Wühlst du schon wieder in Gräbern? Uebrigens kann ich dir sagen, warum der Fürst hier so anders war als in der Residenz. O, wir waren nicht so sehr verblendet! Er hatte mir gehuldigt. Wir waren nur nicht klug genug. Wir zeigten uns ihm ohne die Folie, die wir so nötig haben. Auf dem Rout und im Ballsaal zeigt sich jedes Mädchen meiner Art als die erste, ja als die einzige und eine. Da war ich sieges-

sicher und er nur einer von den vielen, die es nach der Flamme zog. Hier tauschten wir die Rollen, hier fühlte er sich Herr, und ich kam. Hier traten wir ohne Musikbegleitung und theatralischen Hokuspokus auf, traten allein vor ihn, allein — und er sah!"

„Was sah er?" fragte die Baronin gereizt.

„Was wir am Morgen nach dem Maskenfeste sind."

„Wir sind seine Verwandten. Und Verwandte bleiben überall Verwandte."

„O, über die Verwandtschaft aus der fünfzehnten Sippe!"

„Du beleidigst mich!"

„Seitdem blickt er von einem Chimborasso auf uns! Und mit Recht. Wir sind Zigeuner; adelige Zigeuner, aber Zigeuner."

Die Mutter rang die Hände. Du hörst es, Himmel, sagte ihre Gebärde, sagten ihre Mienen, siehst, was ich leide!

„Wie dem sei," begann sie nach einer Weile mit überraschender Ruhe; „Lichtenthal verlassen, hieß unsere Absicht verraten, unsre Niederlage eingestehen. Anfangs durften wir nicht gehen, später konnten wir nicht mehr. Vielleicht, vielleicht, Kind, war's unser Glück! Der bewußte junge Mann liebt dich wahrhaft und wirklich. Sieh ihm in die Augen und sage, ob er täuschen kann! Und mündig ist er auch. Und Berg will uns wohl. Eine Standeserhöhung — wenn dir daran liegt — ist für die Descendenz eines peruanischen Millionärs kein Ding der Unmöglichkeit. Malen läßt sich abgewöhnen. In jeder andern Beziehung ist er gegen den Fürsten ein Ideal, ein Adonis und Krösus. Wenn deine Mama so spricht, warum sollst du seine Liebe nicht erwidern?"

„Ich liebe niemand."

„Aber achten, achten kannst du den jungen Mann. Und Achtung ist die Hauptbedingung einer glücklichen Ehe."

„O Mutter," rief Gabriele, „warum lebe ich!" Und sie barg das Gesicht in die Arme und brach in Schluchzen aus.

„Warum weinst du? Du sollst nicht weinen, Gabriele! Deine Thränen brechen mir das Herz."

So sehr ungewöhnlich waren diese Thränengüsse für die Baronin nicht. Das Weltkind Gabriele hatte Stunden der Selbsterkenntnis und Zerknirschung, Stunden der Trostlosigkeit über das Los, das eigene und vererbte Schuld ihr bereiteten. Das Blut der Mutter war um vieles kühler als dasjenige der Tochter. Sie sah die Thränen, ohne sie zu begreifen, und deshalb hatte es mit dem Herzbrechen keine Gefahr.

Auf einmal horchte die Baronin auf. Gabriele weinte nur noch leise, als ein dumpfes Rollen in der Thalschlucht die nächtliche Stille unterbrach. Es ward lauter, kam näher. Die Dorfhunde schlugen an.

Eine Ahnung trieb die Baronin auf die „Laube" hinaus, den umlaufenden Altan vor ihren Zimmern. Da blitzte und donnerte der Spuk auch schon heran und vorbei; Vorreiter mit Windlichtern, und ein Viererzug, als Nachhut ein Zweigespann.

Beim grellen Aufleuchten der Wagenlaternen trat die Baronin unwillkürlich einen Schritt zurück; überdem war die Erscheinung auch schon verschwunden. Aber nicht allmählich verhallte das Geräusch, sondern brach plötzlich ab. Und dann drang durch das wütende Geheul Peitschenknallen und gelles Geläut.

Die Glocke an der Schloßeinfahrt. Die Baronin kannte ihren Ton und stürzte in die Stube zurück und rief: „Sie sind da — der Fürst — der Herzog!"

Gabriele rührte sich nicht.

„Du bist wieder einmal unbegreiflich," murrte die Baronin, nahm wieder Platz und blickte verdrießlich auf ihr „verzogenes Kind". Endlich, da von Gabriele heute keine Unterhaltung zu hoffen war und der eine Tröster der Baronin, der Sandmann, noch nicht sich einstellte, schöpfte sie aus ihrer zweiten, nie versagenden Trostquelle: sie legte Gabriele und sich die Karten.

O wie gut sie es wieder meinten! Da stand Heirat, vornehmer Besuch und großes Geld ins Haus!

*   *   *

Doktor Pittertschatscher unterhielt sich an jenem Abend ausgezeichnet. Er saß bei seinen neuen Freunden im Hirschenwirtsgarten, wo es um sie herum bald leer und stille wurde. Denn wer Felder besaß, legte sich früh schlafen, um mit dem Hahnkrähen munter zu sein. Die Beamtenfamilien aber waren nach einem Bierkeller bei Waldegg gewandert.

Nachdem Pittertschatscher zum zweitenmal an diesem Tage nach seinem bescheidenen Glauben schwelgerisch gespeist hatte, zündete er seine Pfeife an, und es deuchte ihn, als sei ihm nie so wohl wie heut gewesen. Er erzählte von seinen Anfängen in Südtirol und aus der Glanzzeit in Lichtenthal, als er einziger Arzt im Bezirk und Schützenmeister des Waldegger Schützenbundes war.

„Jetzt läßt man sich höchstens einen Zahn von mir ausziehen, und Schützenmeister ist auch längst ein andrer. Capilli canescunt, man wird alt und grau, und es ist überall und immer so, daß die Alten den Jungen Platz machen.“

Auch auf seine Mieterinnen kam er zu sprechen. Er hob Mutter und Tochter in den Himmel, war ganz Feuer und Flamme. „Ich sag Ihnen,“ rief er, „wenn die beiden auch so reich wären, wie sie vornehm und gescheit und liebenswürdig sind, so würd' es auf der ganzen Welt nichts Vollkommeneres geben! . . . Das heißt,“ setzte er, über seine Plauderhaftigkeit erschrocken, hinzu, „nicht als ob sie Not litten! Sie haben zur Genüge, aber nicht nach Verdienst. Ein Mädchen wie Fräulein Gabriele müßte eigentlich Prinzessin sein!“

Siegfried saß beim Lob seiner Angebeteten wie verklärt. Jetzt stieß er mit dem Doktor an und that den ersten vollen Zug.

„Lieber Herr,“ sagte Berg, „glauben Sie ja nicht, daß Prinzessinnen einen sichereren Wechsel auf das Glück haben als andre Sterbliche. Die Hauptsache für Gabriele wie für alle Mädchen ist, daß der Rechte kommt.“

„Er soll nur kommen,“ rief Pittertschatscher, „aber fortnehmen darf er uns unsre Gabriele nicht! In Lichtenthal muß er ihr ein Haus bauen und nach hundert Jahren noch wird man von der holdigen Frau in Lichtenthal reden!“

In diesem Augenblick wurde das Gespräch durch den Lärm unterbrochen, den die Ankunft der hohen Gäste im nachtschlafenden Dorf verursachte. Und alsbald kam die Kellnerin mit der Nachricht, daß der Schloßherr und sein Herzog, die für die künftige Woche angemeldet waren, heute und nicht mit der Bahn, sondern zu Wagen über das Lichtenthaler Joch gekommen seien.

„Ueber das Joch und bei Nacht!“ rief der Doktor, „das sieht dem Herzog ähnlich!“

Sie begaben sich alle vor das Haus. Im gegenüberliegenden Schloß wurden Läden und Fenster, einige geöffnet, andre geschlossen. Man erriet am Hin und Her der Lichter die Bestürzung und Hast der Dienerschaft. Allmählich ward es in beiden Stockwerken hell. Auf dem dürftig beleuchteten Platz wurden die ausgeschirrten Pferde auf und ab geführt, Gepäckstücke aus dem Wagen ins Schloß geschafft. Das ganze Dorf war wach geworden, aus den Fenstern riefen die Nachbarn sich die Neuigkeit zu, und wer noch nicht in den Federn

gewesen, trat wohl auch vor die Hausthür; schlaflose Alte, Frauen, die bei Kranken wachten.

Aus den dunklen Seitengassen tauchten Bursche auf. Durch das Wagengerassel beim Stelldichein gestört, wurden sie von Neugierde auf den Platz getrieben, und das aus der einjährigen Verzauberung erwachte Schloß war für sie ein Festtheater. Auch das Hirschenwirtshaus prahlte, den eignen Gästen zu Ehren, mit einer Reihe erleuchteter Fenster.

Die Schloßuhr begann zu schlagen. „Schon zehn,“ sagte Pittertschatscher. „Da werd' ich den Herren gute Nacht sagen!“

Allein Berg redete dem alten Herrn ins Gewissen, daß er die Ehre, die seinem Lichtenthal durch den herzoglichen Besuch widerfahre, mit einem Trunk feiern müsse. Und dem Doktor gefielen die neuen Freunde und mundete der Wein des Hirschenwirts viel zu gut, als daß er sich lange hätte nötigen lassen. Doch nahm man jetzt in der Herrenstube Platz.

„Kennen Sie den Herzog?“ fragte Berg den Arzt.

„Ich bin draußen nicht weiter als bis München gekommen und er war meines Wissens niemals in Lichtenthal. Er soll ein finstrer Herr sein. Von der Feindschaft der beiden Häuser gingen eine Menge Gerüchte. Wenn ein andres Blatt als der Beobachter die Friedensnachricht gebracht hätte, würde ich sie schier nicht glauben.“

„Jetzt wird es in Lichtenthal hoch hergehen!“

„Schwerlich. Was man vom Leben in der herzoglichen Residenz erfährt, klingt nicht lustig. Gejagt,“ setzte er schmunzelnd hinzu, „gejagt wird freilich alle Tage werden, denn der Herr wie sein Minister sind gewaltige Nimrode. Um aber auf den Vertrag zwischen den Häusern zurückzukommen, so haben Sie Ihre besondre Ansicht?“

Berg politisierte nicht gern mit Fremden, am wenigsten an der Wirtstafel. „Lieber Doktor,“ entgegnete er, „als galanter Mann kann ich Ihnen keine andre Antwort als der Baronin geben. Lassen wir die Politik und trinken wir lieber.“

„Einverstanden, aber der junge Herr muß mithalten. Er trinkt nicht, er raucht nicht, entweder will er hundert Jahr alt werden oder —“

„Oder er ist verliebt!“

„Am Ende ist er der Rechte für unsre Prinzessin! Da — wie er rot wird! Hurra, darauf trink ich eins! Moidei,“ wandte er sich nach der Kellnerin um, „siehst du nicht, daß wir keinen Wein mehr haben? Aber daß du ihn aus dem Keller holst!“

„Was glauben Sie denn! Für solche Herren!" sagte die Kellnerin beleidigt, und ging mit Licht und Flasche fort.

„Neugierig sind die Weiberleut, neugierig! Worauf wir das nächste Glas leeren, wissen wir jetzt: Auf daß unsre Wünsche in Erfüllung gehen! Und heut übers Jahr singen wir dann:

„Is gar a schüner Garten,
Sein schüne Lädle drin
Und Blumen wunderschün.
Der Weg, der is gulden,
Die Staffel sein vu Glos.
Z' oberst droba sitzat
A wunderschüne Frau,
Hat 's Kindel af'm Arm
Mit Zepper und mit Kron."

Die Kellnerin setzte frischen Wein auf den Tisch. „Schauens," sprach sie, das Licht auslöschend, in dem eine Rose brannte, „da steht uns noch ein Besuch bevor."

„Wer weiß," erwiderte der Doktor ironisch, „vielleicht kommt der Herzog auf einen Stehschoppen herüber, damit die Dummheit recht behält. Abergläubisch sind unsre Weiberleut, abergläubisch! Stoßen wir an, meine Herren" — er blinzelte nach der Kellnerin — „Quod cupimus et optamus!" Er setzte das geleerte Glas derb auf den Tisch. „Wie ich Ihrer Ankunft mich freue, läßt sich nicht sagen," fuhr er fort. „Meiner selbst, hauptsächlich aber um der Gnädigen willen. Wie soll ein alter Landphysikus so feine Damen unterhalten! Nach Tisch spielten wir Domino und abends ‚bieten'*). Jetzt kommt Leben ins Haus! Moidei, sag, hast du mich je mit einem Dampf gesehen? Niemals. Aber heut wirst du die Freud erleben!"

„Das sind ja schöne Vorsätz, Herr Onkel," sagte Burgi, die soeben durch die offene Thür trat. Sie hatte ihren Sonntagsstaat angelegt und das bekannte Zillerthaler Hütchen auf. Die Laterne aber, die sie trug, war eine gewöhnliche Stalllaterne.

„O je, war mit dem Besuch der Gendarm gemeint?" rief Pittertschatscher. „Was fällt dir denn ein! Meinst du, ich find' nicht allein nach Haus?"

Siegfried begrüßte Burgi mit heller Freude; sie war ihm jetzt von dem berühmten Bilde her eine alte Bekannte und

*) Ein in Tirol beliebtes Kartenspiel.

gehörte gewissermaßen zum Bau. Er nahm ihr flugs die Laterne aus der Hand und stellte sie beiseite. Auch Berg war aufgestanden. „Wenn die Lichtenthaler Gendarmerie so aussieht!" meinte er und bot ihr einen Stuhl an.

Aber Burgi dankte vorläufig mit einem Knicks. „Nichts für ungut," sprach sie. „Es geht auf elf und wir haben Neumond. Da dacht ich, wenn der Herr Onkel auch gut nach Haus kommt, könnt er das Schloß von der Gartenthür nicht gleich finden oder im Garten über einen Stein stolpern. Und gäh, wie der Herr Onkel schon ist, fangt er dann zu räsonnieren an und weckt die Gnädigen auf. Gehst lieber, hab ich mir gesagt, und leuchtest ihm mit der Latern nach Haus."

„Jetzt hast du wieder recht," sagte Pittertschatscher gutmütig. „Das Gartenthürl giftet mich von je. Und Fräulein Gabriele hat so leisen Schlaf. ‚Aber gestern sind Sie spät nach Haus gekommen', sagte sie am Morgen nach dem letzten Waldegger Markt zu mir. Und richtig hatt ich mich beim Hinterbräu verplaudert; da es stockfinster war und regnete, fand ich erst das verwünschte Gartenthürl nicht und dann schlug mir der Wind die Hausthür zu. Aber wie ich so jung wie die Gnädige war, hätte man eine Kanone vor meinem Bett abfeuern können, ich wäre nicht aufgewacht."

„Was schiert dich heut die Gartenthür,
Du hast die Burgi ja bei dir!"

rief Herr von Berg. „Vor allen Dingen nehmen Sie Platz, liebes Kind!"

Burgi sah verlegen lächelnd auf den Oheim. Er zeigte nicht die geringste Lust zum Aufbruch. So folgte sie denn der Einladung und saß, einen Schritt vom Tisch entfernt, steif und kerzengerade da. Allein erst schob ihr der Doktor sein Glas hin, damit sie ihm „Bescheid" thue, und dann ließ sie das eigne Glas mit denen Bergs und Siegfrieds zusammenklingen. Dabei war sie aufgestanden, und als sie wieder Platz nahm, war der Stuhl um vieles näher, ihre Haltung schon natürlicher.

„Weißt du die große Neuigkeit?"

Ja, sie wußte darum; sie saß in der Erwartung des Oheims vorm Haus, als die Wagen vorüberrasselten.

„Waren die Gnädigen noch wach?"

„Ja, sie hatten noch Licht und ich hörte jemand auf die Laube treten. Aber sagen Sie mir, Herr Onkel," fuhr sie fort und rückte nun vollends in die Linie, „der Fürst als geborener

Lichtenthaler muß doch wissen, daß heut ein verworfener Tag ist, und doch hält er seinen Einzug heut! Denken Sie an mich, heuer passiert was!"

„Schämst du dich nicht, so abergläubisch zu sein? Du, die Nichte eines Medicus! Verworfene Tage, Unglückstage — alles Unsinn!"

„Sind Sie doch nicht so streng, Herr Onkel! Wem geben denn Sie schuld, wenn Sie nichts schießen? Dann sind Sie morgens der alten Waben begegnet, oder Sie haben beim Ausgang Elstern gesehen."

„Gut heimbezahlt, Burgi," fiel Herr von Berg lustig ein. „Als altem Lateiner müßten Ihnen die dies atri heilig sein."

„I was! Wer 's Unglück hat, beißt einen Zahn im Mus aus. Moidei, bring die Klampfen*) und setz dich her! Jetzt wollen wir mal was singen! Das heißt, wenn die Herren damit einverstanden sind."

„Singen! Singen!" riefen Berg und Siegfried einstimmig.

„Das Moidei," sagte Pittertschatscher, während er die Guitarre stimmte, „das Moidei singt und jodelt, daß es eine Freud ist. Und der Burgi Alt — schwerenot, die E-Saite ist wieder rein verhext — der Burgi Alt ist auch nicht übel. Aufgepaßt, Diendeln!"

„Schaut der Jager in das Thal,"

stimmte er an, und die Mädchen setzten kräftig ein. Sie waren keine Künstlerinnen, aber Stimmen und Vortrag entsprachen ihren Liedern. Pittertschatscher besaß einen ausgesprochenen Bierbaß, trotzdem er in der Regel Wein trank. Doch mäßigte er ihn in anerkennenswerter Weise. Und auf der Guitarre war er Meister.

Berg ließ die Augen munter von einer Sängerin zur andern wandern, schnalzte jetzt mit den Fingern wie ein geborener Tiroler beim Ländlertanzen. Siegfried dagegen wurde von dem Zusammenklang der hellen und der tiefen Mädchenstimme wunderlich bewegt und gerührt, obwohl der Text niemals traurig war, wenn auch die Weise getragen klang.

Auf der Al—ma, auf der Al—ma,
Ja, auf der Alm, da gibt's koa Sünd!

---

*) Guitarre.

Und:

An hülzen Dukoten,
A larchana Kuah
Geit mir mei Voter
Wenn i heiraten thua.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch dieser über Mitternacht hinausgesponnene Tag mußte einmal enden. Man verabschiedete sich, aufs innigste miteinander zufrieden. Die Zurückbleibenden standen noch eine Weile unterm Hausthor und sahen dem Paare oder vielmehr dem schwanken weißen Flecken nach, den Burgis Laterne ins Finstere machte, Moidei die Kerze hochhaltend, als ob sie in einen Abgrund leuchte. Dann begaben sich Siegfried und Berg nach ihren Zimmern.

Berg brannte eine neue Cigarre an und ließ sich auf einen großen, altväterischen Lehnstuhl nieder. Der Jüngling stand zögernd ihm gegenüber.

„Wenn Sie noch nicht zur Ruhe gehen," sprach er bescheiden, „möchte ich mit Ihnen plaudern."

„Plaudern wir!" sagte Berg und deutete auf das Sofa.

Berg hatte die Stube zwischen den zwei Schlafräumen durch Umstellung der Möbel, und indem er sie mit allerlei modernem Komfort aus seinen englischen Riesenkoffern ausstattete und mit Farbenskizzen Siegfrieds schmückte, zu einem traulichen Daheim gemacht. Wohnräume je nach Wunsch und Mitteln prächtig oder behaglich einrichten, war Bergs liebste Beschäftigung.

Auf dem Tisch, den er in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, stand zwischen Rauchgerät, Büchern und Zeitschriften die brennende Lampe. Berg sah beifällig in der Stube umher, blies den Rauch seiner Importcigarre durch die Nase und sagte dann nochmals: „Plaudern wir!"

„Der Doktor gefällt mir außerordentlich," begann Siegfried, „er ist so natürlich und herzensgut. Er darbt, ohne zu grollen. Mit wie wenig ließe sich sein Los verbessern!"

„Mein lieber Siegfried, Sie werden einmal ein sehr reicher Mann. Sie werden es aber nicht lange sein, wenn Sie an jedem braven Kerl gut machen wollen, was das Schicksal an ihm gesündigt hat."

„Ich will arm bleiben, wenn ich als reicher Mann die Liebenswerten nicht lieben darf. Unthätige Liebe ist nur halbe Liebe. Noch weniger begreife ich eine ironische Nächstenliebe.

Sie waren mit dem Doktor anscheinend so herzlich, und doch machten Sie sich über seine Pfeife lustig und überredeten ihn, über seine Kräfte zu trinken."

„Wenn er mit seiner großen Pfeife und einem Rausch zufrieden ist, hat er das Maß von Glück, das er verdient."

„So, und nun fühlen Sie sich wer weiß wie hoch über ihm! Da er bescheiden, neid- und harmlos ist, ist er einfältig. O über die armen Reichen! Die Kunst nähert uns den Menschen, der Reichtum errichtet Schranken. Ich will der Kunst und meinen Idealen treu bleiben!"

„Das Leben ist eine Komödie, junger Freund, und nur der genießt es, der sich immer vor Augen hält, daß alles genau wie er selbst Anfang und Ende und in dieser Spanne einen Auf- und Abschwung hat. Alles altert einmal, auch Ideale."

„Die Menschheit altert nicht. Doch das war's nicht, wovon ich mit Ihnen sprechen wollte. Haben Sie meinem Vater geschrieben?"

„Ja."

„Auch von unsrer neuen Bekanntschaft?"

„Auch davon."

„Glauben Sie, daß er unzufrieden sein würde, wenn ich um Gabriele würbe."

„Nein, denn als Geschäftsmann sieht er auf das Wesentliche. Wenn wir ihm versichern können, daß sie von guter Familie, leidlicher Erziehung und makellosem Rufe ist, wird er dem Bunde seinen Segen nicht versagen. Da Sie sich den Luxus, ein armes Mädchen zu heiraten, erlauben können, wird die Mitgift der Braut kaum in Frage kommen. Aber ist diese rasch entstandene Neigung so tief, daß Sie in jungen Jahren lebenslang sich binden wollen?"

„Ja, Berg. Das mir bisher unverständliche Dichterwort vom Götterstrahl der Liebe hat nun an mir sich bewährt. Die Begegnung war für alle Zukunft mein Glück oder ein Verhängnis. Fürderhin ohne Gabriele leben, hieße ohne Freude leben!"

„Leider sind Sie ein so ernsthafter junger Mann, daß man auch Ihr Schwärmen nicht leicht nehmen darf."

„O Berg, es ist mehr als Schwärmerei; „es ist ernste, tiefe, unbezwingliche Leidenschaft. Stehen Sie mir als Freund zur Seite! Geben Sie mir Rat, Mut — geben Sie mir vor allem Hoffnung! Wird Gabriele meine Liebe erwidern?"

Berg betrachtete überlegen lächelnd den Bescheidenen.

„Wenn auch die Baronesse das Wesentliche ins Auge faßt, ja. Doch sehen wir zunächst, ob sie unsre Bedingungen erfüllt. Ich zog unter der Hand Erkundigungen ein. Ihr Adel ist echt. Glücklicher Mann, Sie werden der erste Bürgerliche sein, der eine Schlern heimführt! Was die geistige Ausrüstung Ihrer Zukünftigen anbelangt, so sind wir beide darüber im klaren. Sie wurde standesgemäß erzogen. Das ist für die Gesellschaft genug, für die Ehe zu wenig. Da wird der Gemahl nachhelfen müssen. So haben wir nur noch zu erforschen, warum Gabriele trotz ihrer vornehmen Geburt und blendenden Schönheit noch unverheiratet ist und ob Mutter und Tochter wirklich nur aus Sparsamkeit im Dorfe leben."

Siegfried hatte dem kühlen Vortrag mit Ungeduld zugehört. „Sie sprechen von meiner Herzenssache in einem Ton," nahm er jetzt das Wort, „der mich empört. Was kümmert's mich, ob Gabrieles Adel Jahrhunderte alt ist, oder nicht! Ich wollte, sie wäre armer, namenloser Eltern Kind. Ihre Erziehung reiche eben nur hin! Ja, sind Sie denn vorsätzlich taub und blind? Hat sie nicht Geist und ist doch dabei natürlich! Ist sie nicht eine Erscheinung und doch bescheiden? Wenn sie das ihrer Erziehung verdankt, hat diese ein Meisterstück geleistet. Was ihre Vergangenheit betrifft, lassen Sie Ihr Forschen! Kein Makel kann an Gabriele haften. Aber vielleicht war sie unglücklich. Und ich komme nachgerade zur Ueberzeugung, daß das Unglück keine Freunde hat. Böse Zungen jedoch können den Ruf einer Heiligen vernichten. Ich will mir ein Anrecht auf Gabrieles Zukunft erwerben!" fuhr er leidenschaftlich fort. „Ach, ich fühle heut zum erstenmal die Alte Welt!"

„Heischt in Peru die Gesellschaft etwa nicht Unterwerfung unter ihre Gesetze?"

„Gesetze? Vor dem Gesetz sind alle gleich. Doch wer ist launischer, parteiischer, unlogischer als die Gesellschaft? Blind in dem einen Fall, hat sie im andren hundert Augen. Sie ist immer bereit, vor dem Mächtigen zu kriechen und den Schwachen zu steinigen. Aber in der Alten wie in der Neuen Welt gibt es Berge, dort wie hier ist es die Natur, in die man sich vor der Gesellschaft retten kann!"

„Wenn mich nicht alles täuscht, will die Baronin aus den Bergen hinaus!"

Diese trockene, aber treffende Bemerkung ernüchterte und beruhigte Siegfried. „Sie sind heute unbarmherzig," sprach er, „und ich erhitze mich bei Ihrer Kälte, wehre mich gegen

Schemen, wühle ein Weh in mir auf ohne Not. Dennoch — dies Nachspüren dünkt mich — Sie verzeihen den harten Ausdruck — dünkt mich nicht edel!"

„Verliebten verzeih ich alles. Doch vergessen Sie nicht, daß Sie mir von Ihrem Vater anvertraut wurden. Ich bin für Ihr Glück und Unglück verantwortlich."

„So ebnen Sie mir den Weg zum Glück!"

„Gönnen Sie mir, lassen Sie sich selber Zeit!"

„Ich ertrage die Ungewißheit nicht."

Berg stand ärgerlich auf. „O, wie beklag ich es," rief er, „diese Bekanntschaft herbeigeführt zu haben! Was kam mich an, bei Ihnen den Mephistopheles zu spielen! Sie sind kein Faust, denn Sie wollen sofort mit Händen und Füßen in die Ehe, und ich bin nicht ganz der Teufel, um mich Ihrer bürgerlichen Ehrlichkeit mit List und Gewalt zu widersetzen. Sei es denn! Habe das Verhängnis, wie es in der Bühnensprache heißt, seinen Lauf! Allein erinnern Sie sich dereinst an das, was ich Ihnen heute sage: Gabriele ist keine Blume, sondern eine Flamme!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sobald Pittertschatscher im Freien war, fühlte er die Weindünste im Kopf und Schwere in den Füßen. Er hing sich an Burgis freien Arm. „Schau, schau!" sprach er mit einem Blick auf das Schloß, wo im ersten Stock die Ladenfugen hell von der dunklen Masse sich abhoben, „die Hoheiten kneipen auch."

„Ja, ja, für die Herrischen schlägt keine Polizeistund," sagte Burgi.

„Wenn wir die Klampfen mitgenommen hätten, könnten wir ihnen ein Ständchen bringen."

„Und morgen in der Waldegger Fronfest logieren," fiel das Mädchen ein und zog den Sangeslustigen mit sich fort. „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen."

„Wär nicht übel! Ansehen und ansingen muß sich der Kaiser lassen."

„Wenn Sie mich immer nach rechts drücken, werden wir bald im Graben liegen." Burgi lachte hell hinaus. „Selbes ist wahr; der Herr Onkel hält immer, was er verspricht."

„Was meinst du damit?"

„Wissen Sie nicht mehr, was Sie dem Moidei versprochen haben, wie ich gekommen bin?"

„Oha, dazu fehlt's weit!" Im nächsten Augenblick strauchelte er über einen Stein.

„Stillsein und auf den Weg aufpassen,“ ermahnte ihn die Begleiterin. „Was fingen Sie ohne die Latern jetzt an! Der Himmel ist voller Stern, aber herunten ist's finster wie in einem Sack. Sie hätten im Leben nicht heimgefunden.“

„Heimgefunden hätt ich wohl,“ meinte der Doktor, „aber das Gartenthürl, das Gartenthürl ist mein Philippi.“

„Was reden Sie denn? Philippi haben wir erst am ersten Mai wieder.“

Der Doktor wollte etwas erwidern, aber Burgi sagte: „Aufpassen!“ denn es ging um die Ecke.

Zur Linken hatten sie fortan statt der Häuser Gemüse- und Maisfelder. Hinter diesen zog sprudelnd ein Gebirgswässerlein im steinigen Bett, und dann erhoben sich die Felsenwände. Rechts standen vereinzelte Gehöfte und dahinter ragten wieder Felsen. Das war das Lichtenthal.

Obstbäume standen hüben und drüben am Wege; manche griffen mit den Zweigen ineinander und bildeten ein undurchdringliches Dach.

Plötzlich blieb Burgi stehen. „Da kommt uns wer entgegen,“ sagte sie und hob die Laterne höher.

Außer dem Wasserrauschen vernahmen sie deutlich langsam nahende Schritte. Es war ein fester Fuß, der die groben Kiesel bezwang, dennoch nicht der Schritt eines Gebirgsbauers.

Und jetzt trat in die Strahlenbahn ein großer, breitschulteriger Mann in einem lichten Ueberzieher, der bis zu den Knöcheln reichte. Pittertschatscher trat betroffen beiseite und zerrte auch seine Begleiterin zurück. „Der Herzog!“ wisperte er.

Ob jener in Gedanken verloren war oder das harmlose Paar keiner Beachtung wert finden mochte — er schritt, ohne den Kopf zu wenden, vorbei, langsam, fast feierlich, tapp! — tapp! — tapp!

Burgi hatte den Arm mit der Laterne sinken lassen. Sie sahen den einsamen Waller wieder im Dunkel verschwinden, rührten sich aber erst, als sie ihn auch nicht mehr hörten.

Die Hünengestalt des Herzogs war dem Arzt bekannt, vertraut. Ein lebensgroßes Bildnis Gebharts XV. hing nämlich im Lichtenthaler Schloß. Indes hatte die Bestürzung, das Original so unerwartet und in der schwarzen Mitternacht auftauchen zu sehen, den Alten völlig ernüchtert. „Daß es der Herzog war,“ sagte er, „bin ich sicher. Er kneipt also nicht, sondern geht spazieren, wenn andre Menschen schlafen.“

„Er muß wie die Katzen bei Nacht sehen können,“ meinte Burgi. „Und nicht einmal angeschaut hat er uns, und wir

sind über ihn so erschrocken! Kam er nicht einhergestiefelt accurat wie ein Geist?"

„Wenn nicht wie ein gestiefeltes Gespenst, was Unsinn ist, so doch wie ein Nachtwandler. Der Arme!"

„Warum arm?"

„Er leidet an Schlaflosigkeit."

„Dann muß er einen Schlafputzen unter sein Kopfkissen legen."

„Diendl, du bist und bleibst ein Lappel! Machen wir, daß wir nach Haus kommen. Ich weiß nicht warum, aber mein Humor ist dahin."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Verliebten hielt der Künstler nicht gleichen Schritt. Die große, für das Bildnis bestimmte Leinwand zeigte auch nach der zweiten und dritten Sitzung nur Konturen; dann wurde sie vorläufig beiseite gestellt und eine Farbenstudie begonnen. Der junge Thaler war auch als Maler ein wahrhafter Mann. Der kolorierte Gipskopf — wie ein moderner Kunstkritiker treffend sagt — war nicht sein Schönheitsideal. Er wollte die wahre Natur malen. Allein da machte ihm das Original von Tag zu Tag die Aufgabe schwieriger. Immer rätselhafter wurde ihm das Wesentliche dieser Schönheit. Wenn der Liebende Gabriele wunderschön und einzig nannte, genügte er damit seiner Bewunderung; aber der Künstler empfand, daß die Aufgabe noch nicht gelöst sei, wenn er die schönen Linien wiedergebe, wenn ihm die klare, harmonische Färbung und ein schelmischer oder schwermütiger Ausdruck des Gesichtes gelinge. Im Ausdruck lag die Schwierigkeit! Gabriele zeigte Tag für Tag die gleich gute Laune und nicht mehr Hang zum Vergnügen und Lust zu gefallen, als die Jugend offenbaren darf, die Etikette auf dem Lande gestattet. So erschien sie durchaus natürlich, und doch — es ist keine Larve, aber auch nicht das wahre Gesicht, sagte sich der Künstler und brütete über dem Problem. Begnüge dich, zu bewundern, was deiner Kunst darzustellen nie gelingen wird, rief der Verliebte.

Die wolkenlosen Tage in der schönen Bergnatur waren für einen warmherzigen Jüngling wie Siegfried an sich schon Feste. Wenn er an Gabrieles Seite einen Hügel erstieg und den Blick über das freundliche Thal die vielgestaltigen, mattenreichen Höhen entlang bis zur fernher schimmernden Gletscherkette gleiten ließ, war der wogende Ozean und die Pracht wärmerer Zonen und das Schauspiel großer Städte versunken

und vergessen. Dieser Erdenfleck deuchte ihn das Paradies und die Nähe der Geliebten Bürgschaft eines unwandelbaren Glücks. Wohl drängte es ihn dann, das Geheimnis seines Herzens auszusprechen, allein Gabriele ermutigte niemals seine Leidenschaft, noch entmutigte sie seine Hoffnungen. Was sie ihm war, was sie ihm werden sollte, wußte sie. Schon halb vertraut mit dem Gedanken, das Los vieler armen Schönen teilen zu müssen, sah sie sich durch eine zufällige Wendung vor einer reizenden Aussicht. Und nun zögerte sie mit dem nächsten Schritt! Steckte ungeachtet der mütterlichen Erziehung noch ein Stück Romantik in ihr und wartete sie, bis ihr Herz lauter spräche? Oder setzte die Gunst des Schicksals, nachdem es so oft getäuscht, Gabriele in eine trotzige Stimmung und schmollte nun sie mit der launischen Göttin? Entwaffnete die schüchterne Huldigung — eine Art zu werben, die sie in ihrer Sphäre nicht gewohnt war — ihre Koketterie? Oder war ihre Zurückhaltung nur die Müdigkeit vor dem Triumph? Von allem dem etwas bewog sie, die Augen niederzuschlagen, wenn die seinigen allzu beredt forschten und baten. Die fragenden Blicke der Mutter, das feine Lächeln Bergs, wenn sie von ihrem Ausfluge selbander heimkamen, blieben von Gabriele unbeachtet.

Schon war seit der Ankunft des Schloßherrn eine Woche verflossen und noch hatte man im Doktorhause kein Zeichen nachbarlich-freundlicher Gesinnung erhalten. Der Herzog und sein Minister, hieß es, streiften den lieben langen Tag im Gebirg umher, hielten ihre Mahlzeiten in einem einsam hochgelegenen Jagdhaus und verbrächten daselbst wohl auch die Nacht. Zuweilen gab die Baronin ihrem Unmut über den unhöflichen Verwandten Ausdruck, doch im ganzen war sie zufrieden, daß er jetzt nicht ihre Kreise störte.

Eine Viertelstunde weit vom Dorf lag ein kleiner See. Im lichtgrünen untiefen Gewässer spiegelte sich ein Buchenhain hier und jenseits das Gelände ab. In Stufen steigt dasselbe empor. Wohlbebaut ist die erste, ein Gehöft, der Klosterhof genannt, zieht durch seine hohe und schöne Lage wie durch seine Stattlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich; dahinter steigen bewaldete Wände wieder steil empor und werden selbst von einem kahlen Felsenkamm überragt.

Hier saß an einem heißen Nachmittag Siegfried im Buchenschatten und zeichnete für die Baronin, die sein Talent gering schätzte, doch dessen Früchte sammelte, den Klosterhof. Gabriele ruderte in einem Nachen dem Schilf entlang, wo die letzten

Wasserrosen blühten. Ohne des Goetheschen Wortes zu gedenken, gab sich Gabriele gern der angenehmen Empfindung hin, allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und ihr eigener Fähr- und Steuermann zu sein.

Obwohl die Sonne schon im Westen stand, war die Luft noch glühend heiß. Auf den Feldern des Klosterhofs war das Gesinde emsig bei der Arbeit, doch das Geräusch davon drang nicht bis zu den Buchen. Hier störte nichts die brütende Stille als der Schrei eines Raubvogels im Felsengeklüft oder das Aufschnellen eines Fisches im Wasser.

Endlich fuhr sie an den Steg heran, zog die Ruder ein und sah nach Siegfried. Auch er schaute von seiner Zeichnung auf und nickte ihr zu. Im nächsten Augenblick jedoch setzte er die Arbeit fort, jetzt über das Zeichenbrett gebeugt, jetzt in die Landschaft blickend.

Wie kann man verliebt so fleißig sein, dachte Gabriele. Warum kommt er nicht in den Kahn? Da strichelt er mit einer Hast, mit einem Eifer, als ob er um Geld arbeiten müsse! Wird er auch in der Ehe Zeit und Farben verschwenden?

Immer noch lieber folgt sie ihm auf dieses Feld als in Ställe, Scheunen und Milchkammern der Dörfler. Wenn er einzig für Pferde begeistert wäre! Aber wie kann man drei Stunden lang bergsteigen wie Siegfried gestern, um auf der Alm die Pinzgauer Kühe des Hirschenwirts zu sehen!

Ein Landsitz, den der Eigentümer selbst bewirtschaftet, ist ein Sorgensitz. Sie will entweder Schloßherrin in großem Stil sein oder die Freiheit der Großstadt genießen.

Er zeichnet noch immer. Auch ihre früheren Verehrer waren bei einem Selbander nicht gefährlich, aber kühner.

Plötzlich stand sie auf und sprang, bevor ihr Siegfried zu Hilfe kommen konnte, gewandt und leicht auf den Steg.

Sie warf einen Blick auf die Zeichnung, einen zweiten auf das Gehöft. „Sehr richtig, sehr hübsch — aber ohne Staffage."

„So werd ich in den Vordergrund eine junge Dame zeichnen."

„Ja, doch geben Sie ihr eine Beschäftigung, und wenn es ein Strickstrumpf wäre, sonst schlage ich für dieses Blatt den Titel ‚Dame, die sich langweilt' vor.

„Könnten Sie in schöner Natur jemals sich langweilen?"

„Sie vergessen, daß diese Schönheit für mich nicht neu ist."

„O, glauben Sie das nicht! Dieser Fleck, so eng um-

zirkt er ist, so einfach die Mittel sind, wodurch er wirkt, ist jeden Tag, jede Stunde anders. Dafür sorgt unsere gute Sonne."

„Und wenn die Sonne nicht da ist? Wenn das Gewässer bleiern scheint, wenn der Herbstwind den Bäumen die letzten Blätter nimmt! Mir graut beim Gedanken, daß diese Zeit wieder so nahe ist. Wie mir Berg sagt, werden Sie Glücklicher den Herbst und Winter in Italien verbringen?"

„Ich glücklich! In Italien!" rief er, und der Gedanke an Trennung, das Gefühl ihrer Unmöglichkeit machten ihn kühn. „Mein Glück ist hier," sprach er innig, indem er ihre Hand ergriff. „Mein Glück sind Sie!"

Und er schlang seine Arme um Gabriele und küßte sie. Gabriele wollte sich entwinden, aber beim Blick in das unschuldige gute Gesicht, in seine strahlenden Augen wurde sie selbst warm und weich, und sie erwiderte seinen Kuß.

Dann drängte sie ihn sanft von sich. „O Geliebte! — Du! — Du!" stammelte er selig. „Ja, wir reisen nach Italien, aber wir alle! Ich spreche noch heut mit deiner — mit unserer Mutter! Du erlaubst es doch? Ich darf ihr sagen, daß wir verlobt sind, daß du glücklich in diesem Bunde bist!"

Gabriele wußte, daß die Ansprüche Mamas mit der Gewißheit des Erlangens sich steigerten. „Nicht heut, nicht morgen," bat sie. „Ja, ich glaube an das Glück an deiner Seite. Doch bin ich wie betäubt. Es kam so rasch" — sie zögerte mit der Lüge — „so unerwartet!"

„Unerwartet? Errietest du nicht, daß ich dein war, dein von der ersten Stunde an!"

„Doch! Ich sah, ich fürchtete —"

„Du fürchtetest!"

„O Siegfried!" rief sie, von wahrer Empfindung hingerissen, und drückte seine beiden Hände an sich. „Ich glaube an dich! Ich liebe dich!"

Da ging ein Rauschen durch die Buchen und es donnerte in der Ferne.

Beide sahen gegen den Himmel, er war fahl und drohend.

„Wir müssen nach Hause," sagte Gabriele.

„Wir haben nach dem Klosterhof näher. Warten wir dort das Wetter ab!"

„Nein, die Wetterwolken in diesen Bergen sind unberechenbar. Sie sind im Handumdrehen da und zaudern stundenlang, loszubrechen. Doch wenn sie niedergehen, machen sie die Wege bodenlos. Nein, nein, warten wir den Ausgang zu Hause ab!

Auch hat Mama eine heillose Furcht vor Gewittern. Da haben Sie den Beweis! Burgi kommt schon, uns zu holen."

Aus dem Buchenhain trat die Zillerthalerin hastigen Schrittes, Regenschirme unterm Arm, hochgeschürzt und in derben Schuhen. „Gott sei Dank, daß ich Sie bald gefunden," sprach sie. „Geschwind, geschwind nach Haus! Wo man hinschaut, stehen grausige Wetter!"

Die zunehmende Finsternis und dumpfe Donner im Osten und Westen bestätigten ihre Worte.

Heut, meinte sie, schöben die Engel in allen vier Himmelsecken Kegel.

„Geben Sie mir den Arm, Siegfried," sagte das Freifräulein, und da sie sich fest an ihn anschloß, wanderte er den Wettern fröhlich entgegen.

Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschütz ich dich, beschütz ich dich!

ging es ihm durch den Sinn.

Zwar hatte er keinen Mantel, aber einen Regenschirm.

Als sie den Gipfel der Hügelwelle erreichten, wo man einen Ausblick ins Hauptthal hat, sahen sie die rings lauernden Wetter. Ein letzter Sonnenstreifen fiel schräg ins Thal. In seinem bleichen Licht hoben sich Matten und Almhütten, Muren und Waldwipfel aus dem Düster, und die Vögel, die auf dem schwarzen Hintergrunde auf- und niederschossen, glichen zuweilen fallenden Sternen. Auf allem anderen lag der Schatten.

Das Geläut von Kirchenglocken klang in dieser unterweltlichen Landschaft mehr schaurig als feierlich. „Horcht!" sagte Burgi, „wie sie überall wetterläuten. Das Geläut geweihter Glocken thät die Gewitter wohl vertreiben, aber die heilige Kraft ist nicht bei allen Glocken die gleiche. Bevor ich fortging, hab ich drei geweihte Palmkatzeln verbrannt. Auch das ist gut gegen Wetter."

Burgi machte sich zuerst an den Abstieg. Ihr bot die steile Schründe keine Schwierigkeit; sie sprang im Zickzack behende von Stein zu Stein und war unten, als das Paar noch bei der Aussicht säumte. „Wenn ich Burgi wäre," sagte Gabriele, „würde ich für uns beide fürchten. Oder halten Sie Sturm und Wetter für gute Vorbedeutung?"

„Seitdem ich meine Liebe erwidert weiß, trage ich den Himmel in der Brust, einen strahlenden Himmel, den Himmel für immer! Und jetzt gib mir deine Hand, stütze dich fest, verlaß dich ganz auf mich!"

Sie gingen langsam bergab, Siegfried voran, Gabrieles Schritte leitend und behütend.

Als sie zu Hause anlangten, hingen die Wolken tief und schwer über Lichtenthal, unaufhörlich zuckten Blitze, rollte der Donner, aber noch fiel kein Tropfen, blies kein frischer Atem in die Schwüle; nur die Baumkronen bewegten sich leise.

Unterdessen hatte Burgi in der dämmerigen Flur Licht gemacht, denn dort war es kühler als in den Stuben. Auch hatten die Hausfreunde längst den bisher öden Raum in eine wohnliche, ja künstlerisch anmutende Halle verwandelt.

Der Doktor war nicht zu Hause, aber Herr von Berg saß bei der Baronin, welche die Furcht vor dem Gewitter wie ein Fieber schüttelte.

Sie begrüßte die Ankömmlinge mit Stöhnen; sie habe in tausend Aengsten um sie geschwebt.

„Du wußtest doch, daß wir nicht weit waren,“ erwiderte Gabriele, indem sie gleichmütig Hut und Schirm beiseite legte.

„Ich dachte, ich wußte nichts mehr, sobald das gräßliche Rollen begann. Gewitter sind überall schrecklich, aber am schrecklichsten in den Bergen. Dieser Lärm! Dieses Echo! Diese feuergefährlichen Häuser!“

„Beruhigen Sie sich,“ scherzte Berg, „unsere gute Zillerthalerin hat mir versichert, daß in ein Haus, in dem Schwalben nisten, kein Blitz einschlägt.“

„Freveln Sie nicht!“ rief die Baronin. „Sie sind ein unverbesserlicher Heide. Ach, wenn es doch regnen wollte! Ein tüchtiger Platzregen ist doch wenigstens der Anfang vom Ende.“

„Ihr Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen,“ sagte Berg, „es regnet, daß es klatscht.“ Er war an das Flurfenster getreten, das statt der Läden ein altmodisches Eisengitter hatte.

„Gehen Sie vom Fenster fort! Wollen Sie mit Gewalt den Blitz anziehen?“

„Aber Mama, wie kann man so furchtsam sein!“

„Kind, wenn du meine Nerven hättest! Und sind denn Gewitter **nicht** gefährlich? Las man niemals in den Zeitungen, daß Urahne, Großmutter, Mutter und Kind —“ Blitz und Donner ließen sie den Satz nicht vollenden. „Ach,“ stöhnte sie, „wer sollte in solchen Stunden nicht an höhere Mächte glauben! Was sind wir! Setzen Sie sich zu mir, Siegfried! Sie haben ein frommes Gemüt. Haben Sie fleißig gezeichnet?“

„Ja,“ erwiderte dieser und fühlte sein Erröten. „Ich hoffe, morgen die Zeichnung zu vollenden.“

„Morgen! Wer weiß, was morgen sein wird! Ein Blitz kann den Klosterhof einäschern oder wir selber können die Opfer sein. Da!“ kreischte sie und begrub das Gesicht in die Hände.

Eben kam Burgi die Treppe herunter, als ein Donnerschlag, stärker als alle früheren, das ganze Haus erschütterte. Und nun griff draußen der Sturm in die schwarzen Segel. Orkanähnlich umbrauste er das Gebäude, schmetterte alsbald das Flurfenster an die Wand und stürzte heulend gegen die Hausthür, die in demselben Augenblick geöffnet wurde. Zwei Männer zwängten sich herein und überließen es dann dem Sturm, die Thür wieder zu schließen. Sie trugen die Tracht von Gebirgsjägern und trieften vom Regen.

„Räuber!“ schrie die aufgeregte Baronin. „Alle guten Geister,“ stammelte Burgi, sich bekreuzigend.

Nur Gabriele erkannte in den fragwürdigen Gestalten sofort Herzog Gebhart und Vetter Agathon. Mit angeborner Anmut und Ehrfurcht sank sie so zu sagen in den Boden. An eine Vorstellung war beim Brüllen und Sausen, Rollen und Krachen nicht zu denken. Niemand hörte die Entschuldigung des Fürsten: kurz vor dem Dorfe vom Orkan erreicht, haben sie ins erste nächste Haus sich retten müssen. Das armselige Lampenlicht war beim ersten Windstoß ausgelöscht, dafür blieb der Raum elektrisch beleuchtet. Alle Gesichter erschienen blaß und verstört. Die Baronin versuchte ihren unerhörten Irrtum durch einen hoffähigen Knicks gut zu machen, allein die Furcht war stärker als ihr Wille. Wieder Blitz und Schlag, und sie fiel halb ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Das Gebaren des Herzogs vermehrte das Unheimliche der Lage. Ohne die Anwesenden zu beachten, ging er mit großen Schritten, heftigen Gebärden, offenbar in lauten Selbstgesprächen auf und nieder. Die ländliche Tracht hob seinen herkulischen Bau. Er glich in der gespenstischen Beleuchtung dem Alpenkönig, aber nicht dem zahmen, menschenfreundlichen Berggeist Raimunds, sondern einem zornmütigen Wotanssohn, der die Schlange im Auge — ormr î auga — trägt!

Nur Siegfried stand nicht unter seinem Zauber. Er hatte Gabriele auf eine Bank gedrängt und hielt zärtlich ihre Hand, die jetzt zitterte.

Endlich waren die Schrecken erschöpft. Dem Sturm, dem Donner folgte — fast zu unvermittelt — die Stille. Es ward hell.

Das holde Sonnenlicht that allen wohl und wirkte Wunder

am Herzog. Aus dem wilden Jäger wurde ein leutseliger Jagdherr.

Er küßte der Baronin die Hand und entschuldigte sich wegen des Ueberfalls. Längst sei es geplant gewesen, daß er die Bekanntschaft der schönen Einsiedlerinnen mache. Nun habe buchstäblich der Himmel seinen Wunsch erfüllt. Er bat, daß sie ihn der Baronesse, daß sie ihm die Herren vorstelle.

„Hoffentlich haben Sie unsere bescheidene Residenz nicht ganz vergessen,“ sagte der Herzog zu Gabriele. „Man vermißte Sie immer, man erwartet Sie längst. Sie werden diesmal den Landesherrn geselliger als früher finden. Ich fühle mich heuer wohl genug, um meiner Einsamkeit zu entsagen.“

„Ich höre zum erstenmal, höre mit Bestürzung, daß Hoheit leidend waren.“

„Nicht leidender, als Timon. Die Römer nannten es tædium vitæ. Ach, Baronesse, mit solchen Rosenwangen, mit solchen Augen kennt man diese Krankheit nicht. Aber ich bin nicht unheilbar.“ Er lachte auf. „Ein häßliches Wort! Ich bin vielmehr schon genesen. Kommen Sie nach Amalienstadt! Sie sollen mit dem Hof zufrieden sein.“

„Hoheit sind zu gnädig,“ lispelte Gabriele und sank wiederum in den Boden.

Der Herzog schüttelte Herrn von Berg die Hand und sah Siegfried neugierig, nicht unfreundlich an. „Sie sind Maler,“ sprach er. „O, auf dem Lande kann niemand sein Licht verbergen! Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem jüngsten Vorwurf.“ Er blickte nach Gabriele. „Wenn es mir erlaubt wird, besuche ich Sie nächstens, wann Sie malen!“

Siegfried verneigte sich schweigend.

„Ich erwarte heute meine Schwester, Gräfin Ginsheim,“ wandte sich jetzt Fürst Agathon an die Mutter. „Sie wird morgen jedenfalls die Damen begrüßen. Ich knüpfe große Hoffnungen an diesen Besuch. Mein gnädigster Herr und Herzog muß für die Einsamkeit der ersten Woche entschädigt werden. Seien Sie die Patronessen meiner bescheidenen Feste!“

Die Baronin versicherte, daß sie sich glücklich schätzen werde, die Gräfin zu empfangen u. s. w. Es kostete ihr Ueberwindung, mit dem „Cousin“ hintanzuhalten. Alles, alles war ihm verziehen!

Nach einigen gleich höflichen Redensarten verabschiedeten sich der Herzog und der Fürst.

Während die Mutter in Wonne schwelgte, schien die Tochter durch den Besuch mehr verstimmt als erfreut zu sein.

„Wieder eine Erfahrung, wie bös die Welt!“ sagte die Baronin zu Berg. „Was raunte man mir in Amalienstadt vom Herzog ins Ohr! Nur Schlimmes! Aber in Wahrheit gibt es keinen höflicheren, geistreicheren, liebenswürdigeren Grandseigneur als ihn!“

„Hm, der Anfang war nicht sehr vertrauenerweckend.“

„Ich bin überzeugt, Hoheit hat mich anfangs gar nicht erkannt.“

„Sollte ihm Fürst Lichtenthal das Haus der schönen Einsiedlerinnen nicht schon früher gezeigt haben?“

„Was Sie nur immer gegen meinen Cousin haben! Kann man zarter sich entschuldigen? Er wartete nur auf die Schwester, um uns empfangen zu können.“

„Sie sprachen gestern anders von ihm.“

„Gestern, gestern! Wer wird eine Dame für das, was sie gestern sagte, verantwortlich machen! Wir werden vom Temperament beherrscht.“

Was für herrliche Grundsätze, sagte sich Berg. Arme Gabriele, du bist immer noch besser als deine Erziehung!

„Sie sind unter den Wilden verwildert, lieber Berg. Pardon“ — sie sah sich nach Siegfried um. „Bah, der junge Mann hat mich nicht gehört. Ich bin von unsrem Besuch entzückt. Endlich! Endlich!“

Man war in den Garten getreten. Die Dorfstraße war ein Rinnsal und mit geknickten Aesten und Zweigen besät. Aber ein stahlblauer Himmel wölbte sich über den Bergen, die Luft war ein erquickendes Bad, und die Vögel sangen.

Die Baronin würde am liebsten auch gesungen haben; leider war sie kein Singvogel. Die Baronin ist eine Gans, dachte Berg und ließ den Blick sorgenvoll von ihr zum jungen Freunde wandern. Dieser stand mit Gabriele vor einem Rosenstrauch, dessen schönste Blüten der Sturm entblättert hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Früher als gewöhnlich verabschiedeten sich die Freunde. „Die Mutter ist heute unberechenbar,“ sagte Gabriele zum Geliebten. „Gehen Sie! Denken Sie an mich! Träumen Sie von mir!“

Sobald sie in ihrem Zimmer angelangt waren, warf sich Siegfried seinem alten Freunde an die Brust und vertraute ihm das selige Geheimnis an.

„Ich habe ihr meine Liebe gestanden, ich wurde erhört, ich bin glücklich!“

Berg war bewegter, als er zeigen wollte. „Ich sah dir's an, ich sah dir's an, mein Junge," sagte er nach einer Weile. „Und sie liebt dich wieder! Wie sollte sie nicht! Aber es ist doch gut, es ist das beste, daß du reich bist."

„O sprechen Sie mir nicht wieder und immer davon! Unser Schatz liegt in unsren Herzen!"

„Sehr schön," sagte der hartnäckige Berg, „aber Geld führt die Braut heim!"

Zweites Kapitel.

Der Herzog ging mit seinem Begleiter langsam durch das Dorf. Er war vortrefflicher Laune, sog die reinen Lüfte und horchte dem Wasserrauschen. Denn hüben und drüben schäumten jetzt Sturzbäche von den Felsenkämmen, verschwanden streckenweise unterm Grün und vereinigten sich unten mit der Lichtenthaler Ache, die ein tosender Tobel geworden war. Im Dorfe herrschte muntre Regsamkeit. Das Gewitter war ohne Hagel niedergegangen, doch hatte der Sturm übel gehaust, und das Wasser drohte. Da waren entwurzelte Bäume wegzuschaffen, da galt es, die durch das Geröll gestauten Wasserläufe freizumachen. In den Vorgärten und auf den Gemüsefeldern sah man gebückte Frauen, und auf dem Dach hämmerte der Knecht oder der Hausherr selbst neue Schindeln fest. Wer der erlauchten Gäste ansichtig ward, zog allerdings den Hut zum Gruß, und wenn eine Frauensperson des Weges kam, bezeigte sie ihre Ehrfurcht, indem sie die watenden Jungen und glotzenden Mädchen mit derben Püffen beiseite trieb. Aber kein Dörfler benahm sich kriechend oder zudringlich.

„Nun sagen Sie, lieber Lichtenthal," begann Gebhart, indem er die Linke vertraulich auf Agathons Schulter legte, „die Baronesse kann kein Backfisch mehr gewesen sein, als sie einen langen Herbst und Winter in unserer glorreichen Residenz verbrachte. Wie war's möglich, daß ich nichts von einem solchen Ereignis erfuhr?"

„Hoheit, ich erinnere mich bestimmt, daß bei der Tafel wiederholt von Frau von Schlern nebst Tochter gesprochen wurde. Aber Hoheit lebten damals noch in der Trauer um die Hochselige so zurückgezogen —"

„Mit Grund, lieber Freund, mit Grund! Meine gute Marie! . . . Aber Sie selbst und hier — Sie sprachen von Mutter und Tochter mit einer Kälte, die ich jetzt nicht mehr begreife. Oder gibt es in ihrem Leben gewisse Fragezeichen?“

„In diesem Fall würde ich Hoheit lieber noch einige Minuten dem Sturm als ihrer Bekanntschaft ausgesetzt haben. Zwar galt die Baronesse als gefallsüchtig, doch, lieber Gott! welches Mädchen in ihrer Lage ist es nicht? Sie ist nämlich arm.“

„Arm? Das bin ich ja auch. Dank Ihrer unergründlichen politischen Weisheit arm wie Hiob.“

„Eurer Hoheit beliebt es zu scherzen.“

„Ich scherze nicht, Sie großmütiger Freund meiner ungroßmütigen Feinde!“

„Hoheit, ich bitte —“

„Gut, lassen wir die Politik! Also die schöne Gabriele sucht, wenn ich Sie recht verstehe, einen Mann. Unsre romantische Jugend indes sieht mehr auf die Mitgift als auf Adel und Schönheit. Beiläufig, lieber Fürst: warum heiraten Sie nicht? Sind Sie ein Weiberfeind?“

„Durchaus nicht! In unsren Jahren kann man den Frauen höchstens schmollen, noch nicht feind sein. Doch mein Amt läßt mir nicht Zeit für die Frauen. Auch irre ich kaum in der Annahme, daß Eure Hoheit als Witwer lieber Ledige als Verheiratete in Ihrem Dienste haben.“

„Was ich von Kammerdienern und Lakaien wünsche — wünsche, nicht verlange! — sollte auch für meinen durchlauchtigsten Freund und Hausminister gelten? Jetzt beliebt es Ihnen, zu scherzen!“

„Und ich sage wie Eure Hoheit: Ich scherze nicht. Uebrigens der Wahrheit die Ehre: Ja, ich war eine Zeitlang stark versucht, der schönen Gabriele meine Hand anzubieten.“

„Und aus zarter Rücksicht auf mich widerstanden Sie der Versuchung?“

„Hauptsächlich deshalb, aber nicht allein deshalb,“ antwortete Lichtenthal. — „Hoheit sollten zur Vorsicht wenigstens das Tuch umnehmen,“ sagte er nach einer kurzen Pause und wandte sich nach den folgenden Dienern um.

„Warum? Ich habe eine eiserne Gesundheit. Sie als Sohn der Alpen doch auch?“

„Freilich,“ antwortete Lichtenthal mit gezwungenem Lächeln, denn er schlotterte vor Kälte.

Der Herzog sah es wohl, dennoch trat er nicht ins Schloß, sondern ging vor demselben langsam auf und nieder.

Gebhart und Agathon waren einst Freunde gewesen; von seiner dankbaren Gesinnung sprach jener, von treuer Ergebenheit dieser noch immer. Vielleicht fühlte einzig der Herzog, daß ihre Beteuerungen nur noch Worte waren.

„Was also," nahm Gebhart die Unterhaltung wieder auf, „was hatten Sie für andere Gründe, daß Sie nicht heirateten?"

„Hoheit setzen mich in Verlegenheit. . . . Es ist eine heikle Geschichte."

„Ich bin neugierig, aber nicht plauderhaft."

„Ich spreche ungern von der Sache, weil in gewisser Hinsicht meine Familie dabei beteiligt ist. Hoheit erinnern sich, daß Frau von Schlern eine geborne Breitenwang ist und eine Großtante meiner Mutter —"

„Ich weiß, ich weiß!" fiel ihm der Herzog ins Wort.

„Nun zeichnete sich die Baronin bei ihrem ersten Auftreten in unsrer Gesellschaft nicht nur durch ihre schöne Tochter, sondern auch durch ein kostbares Diamantenhalsband aus. Ich bin ein Kenner von Edelsteinen, und diese zogen mich besonders an, weil sie weiland meiner Urgroßtante gehört haben. So fiel mir denn alsbald auf, daß die Baronin in der Folge immer nur mit der Tochter, nie wieder mit dem Halsband erschien, auch bei wahrhaft zwingenden Veranlassungen zur Ausstellung blendender Schultern und Familienkleinode nicht. Ich schwärmte für die Tochter und vermißte die Brillanten . . . Hoheit wissen, daß ich damals mit dem Kommerzienrat Mosheim Geschäfte hatte."

„Nur damals, mein guter Fürst? Schmeicheln Sie mir doch nicht!"

„Der Kommerzienrat kennt meine Liebhaberei. Was soll ich weiter sagen. — Eines Tages zeigte mir der Ahnungslose die Diamanten der Baronin."

„Nun, und —?"

„Aber Hoheit geben mir doch recht, daß ich die Tochter einer Frau, welche die Brillanten meiner Urgroßtante verpfändet, nicht heiraten kann!"

„Ich gebe Ihnen n i c h t recht. Wo Ihr Herzog borgt, kann auch Ihre Schwiegermutter borgen." Gebhart schüttelte sich vor Lachen. Das verdroß den andern.

„Finden Hoheit die Geschichte so lächerlich?" fragte er.

„Nein, denn Gabriele ist eine Perle, kostbarer als die

Demanten unsrer sämtlichen Großtanten. Da haben wir etwas gutzumachen. Ihre Schwester, die Gräfin, kommt doch bestimmt?“

„Sie ist bereits da.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ihr Mohr — übrigens ein unerträglicher Bursche — dort am Fenster steht.“

„Und das sagten Sie nicht sogleich? Was muß die Gräfin von unsrer Artigkeit halten?“

„Eurer Hoheit behagte es im Freien. Außerdem kenne ich meine Schwester.“ Der Fürst zog die Uhr. „Sie wird vor einer Stunde angekommen sein. Es würde mich sehr wundern, wenn sie noch zu Hause wäre.“

Der Herzog hatte bereits kehrt gemacht und eilte mit großen Schritten ins Schloß.

Er begegnete der Gräfin auf der Treppe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Claudine Ginsheim war eine vornehme Erscheinung, prächtig gewachsen, um einen Kopf größer als ihr Bruder. Sie hatte schwarzes Haar, dunkle Augen. Ihre blasse Gesichtsfarbe war nicht krankhaft. Wenn die Gräfin ihre Heimat besuchte, war ihr dort kein Weg zu weit, kein Berg zu steil. Sie ging und kletterte stundenlang, ohne müde und heiß zu werden. Sie ritt wie eine Amazone und tanzte wie ein junges Mädchen. Dabei war sie Mutter von vier Kindern, eine Mutter, die für die „standesgemäße“ Erziehung ihrer Knaben und Mädchen so gut wie irgend eine ihresgleichen sorgte. Claudinens Mann, General a. D., besaß Güter in Böhmen, doch seßhaft war die Familie nirgend; man lebte bald in Wien, bald in Nizza, vergangenen Herbst in einem französischen Seebad, und jetzt kam das Ehepaar aus der Schweiz nach Tirol. Die Kinder waren mit Hofmeister und Erzieherin nach Wien vorausgereist, denn Schloß Lichtenthal war nicht groß, und das gräfliche Paar brachte ein halbes Dutzend gemeinsamer Bekannten — vorsichtigerweise nur Herren — mit, Tschechen, Ungarn und einen englischen Lord.

Sie alle saßen nun an der Abendtafel, die Herren, auf herzoglichen Wunsch, im schlichten schwarzen Rock, die Damen mit scheinbar ungesuchter, indes sehr wohlüberlegter und kostbarer Einfachheit gekleidet. Im Saal war es kühl; er wurde durch zwei Hängelampen über der Tafel nicht gerade tageshell erleuchtet; seine Ausstattung war von spartanischer Schlicht-

heit. Künstlerisch schöne Dinge gab es überhaupt sehr wenige im Schloß, die sämtlichen Räume waren längst im schlimmsten Sinne „restauriert“ und „modernisiert“ worden.

Die silbernen Tafelaufsätze im Geschmack des ersten französischen Kaiserreichs beluden die Tafel, ohne sie zu schmücken. Auch Küche und Keller boten nichts Außergewöhnliches. Aber die Sicherheit, Ruhe und Planmäßigkeit machte alle Mängel wett. Man lebte in diesem Hause nicht im Ueberfluß, dennoch auf großem Fuße. Der Herzog wurde von seinem eignen Kammerlakaien bedient. Nach der Würde, womit derselbe die Teller wechselte und die Platten darreichte, konnte er der Vater des jungen Lords sein.

Wie viele, die geringschätzig von der Welt und vom Leben sprechen, wachte Herzog Gebhart ängstlich über seine Gesundheit. Seitdem er ein Herzleiden entdeckt zu haben glaubte, trank er nur noch Wasser und rauchte nicht mehr. Wegen dieser zwei Tugenden ließ ihm der Leibarzt den Herzfehler hingehen.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Doch flocht die Gräfin nicht selten eine Wiener Redensart oder ein ungarisches Kraftwort ein.

„Werden Sie den Winter in Wien verbringen?“ fragte sie der Herzog.

„Ich hoffe, ja. Ich sehne mich nach meinem Wien. So oft ich wieder dort bin, begreife ich nicht, wie mir anderswo auch wohl sein konnte. Es ist heut noch wahr, es gibt nur *ein* Wien! Zieht es Eure Hoheit gar nicht mehr an die blaue Donau?“

„Wenn mein Tyrann, Ihr Bruder, immer wollte wie ich will —“

„Agathon, Ihr Tyrann?“ rief die Gräfin und lachte. „Uebrigens war ich überrascht, natürlich angenehm überrascht, als mir Agathon den Besuch Eurer Hoheit in Lichtenthal meldete. Sie lebten so zurückgezogen, daß man Sie bereits mit dem bayrischen König verglich.

„So schmeichelhaft der Vergleich für mich ist, muß ich ihn dennoch zurückweisen. Ich habe mit König Ludwig nur das eine gemeinsam, zwei Meter hoch zu sein. Allerdings suche auch ich zuweilen die einsame Natur, aber ich baue mir am stillen Alpensee keine Schlösser im Stile Ludwigs des Vierzehnten und zwinge dem Felsengrat keine Armidensgärten auf. Ich habe weder für Musik noch für Dichtkunst Vorliebe und Verständnis. Auf die Gefahr hin, für einen Wilden zu

gelten, gestehe ich Ihnen, daß mir ein schneidiger Militärmarsch besser gefällt als die kunstvollste Symphonie. Was die Dichtkunst anbelangt —“ Er hielt inne, denn Claudine faltete flehend die Hände.

„Ich bitte, Hoheit,“ sagte sie. „Wenigstens Romane lesen Sie gern!?“

„Ja, um einzuschlafen. Von allen Romanen, die ich gelesen habe, gefiel mir Balzacs ‚Vater Goriot‘ am besten. Und auch aus ihm ist mir nur eine Stelle erinnerlich. Je kälter Sie berechnen, sagt die Weltdame zu einem Unerfahrnen, um so weiter werden Sie kommen. Schlagen Sie ohne Mitleid, so werden Sie gefürchtet werden. Betrachten Sie Männer und Frauen nur als Postpferde. Wenn Sie aber ein wahres Gefühl haben, so hüten Sie sich, es zu verraten, sonst werden Sie Amboß statt Hammer.“

Der Herzog sah im Kreise umher. Die meisten, unsicher, ob er diese schreckliche Lebensweisheit als seine Ansicht oder aus Schalkheit vortrage, beschränkten sich auf ein verlegenes Lächeln. Nur Sanitätsrat Riese nickte und sagte: „Sehr richtig!“

Die Gräfin blieb unbefangen. „Ich lese dergleichen Stellen nicht,“ sprach sie. „Für mich ist die Hauptsache bei einer Geschichte, ob die Liebenden sich kriegen, oder nicht.“

„Ich teile die Bewunderung Eurer Hoheit für Balzac,“ nahm der Engländer das Wort. „Doch eben bei Balzac würden Sie ein Wort gefunden haben, das auf die vielbesprochenen Launen des bayrischen Königs ein Licht wirft. Leidenschaften, welche für die große Menge unverständlich sind, werden nach Balzacs Meinung durch jenen Durst nach einem schönen Ideal erklärt, welcher schöpferische Wesen auszeichnet. Dies sei das Gefühl, das einen Ludwig den Vierzehnten vermochte, Versailles zu bauen, das überhaupt die Menschen in alle für sie verderblichen Unternehmungen stürzt und sie veranlaßt, die giftigen Ausdünstungen eines Sumpfes in die Wohlgerüche von Gärten umzuwandeln, Seen auf Hügel zu versetzen und Schweizeransichten in eine Einöde.“

Gebhart, welcher Belehrungen nicht liebte, runzelte die Stirn. „Steht das im Balzac? Ein Beweis, daß auch er seine Worte nicht auf die Wagschale legte. Es mag ja Männer geben, die jenen Durst nach einem schönen Ideal besitzen. Aber Ludwig der Vierzehnte gehörte nicht zu ihnen, sein höchster Wunsch war Macht. Als er Versailles auf ödem Bruch erbaute, stellte er die Macht in den Dienst der Schönheit. Es

war eine Laune, die er als echter Gewaltherrscher durchsetzte, trotzdem der Sieg zu den Opfern in keinem gesunden Verhältnis stand. . . . Wie fanden Sie das Gewitter, meine Gnädigste?"

„Da wir bereits unter Dach und Fach waren, prächtig. . . . Wie ich mit Bedauern wahrnahm, waren Hoheit beim Ausbruch noch unterwegs."

„Ja, wir wurden gehörig naß. Doch verdanke ich dem Unwetter sehr anziehende Bekanntschaften. Sie sind mit Baronin Schlern befreundet?"

„Die gute Baronin," sagte Claudine lächelnd; „sie ist noch immer hier." Claudines Kammerjungfer hatte Freundinnen in Lichtenthal und Waldegg, mit welchen sie in der Ferne einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Auf solchem Wege erfuhr die Gräfin alles, was in jener kleinen Welt sich zutrug. Anfangs hatte sie die Ankunft der beiden Frauen in Lichtenthal stutzig gemacht, nun aber war ihre Sorge um den Bruder längst gehoben. Ja, die Gräfin war eine Gönnerin der beiden Verlassenen geworden.

Diese waren den meisten Herren bekannt.

„Das ist merkwürdig," sagte Herr von Telegy, „diese Damen bleiben hängen, auch wenn der Magnet fort ist."

„Keine Anzüglichkeiten, Telegy, die Baroneß ist mein Liebling und die Mama meine Freundin! Hast du die Damen schon besucht, lieber Agathon?"

„Noch nicht, liebe Claudine. Seine Hoheit und ich waren fast immer einige tausend Fuß hoch über Lichtenthal. Auch fehlt es den Damen nicht an Gesellschaft."

„Der Fürst hat mir Ihre Freundinnen bis heute standhaft verheimlicht. Sonst würde ich öfter im Thal geblieben sein."

„Wie mir scheint, machten die Einsiedlerinnen Eindruck auf Eure Hoheit?"

„Ich leugne nicht, das schöne Kind erweckte meine Teilnahme. Eine harmlose Teilnahme; das versteht sich bei einem kranken, gealterten Mann von selbst. Doch da treibt sich ein junger Maler herum, den ich für weniger ungefährlich halte."

„Ein Maler?" fragte die Gräfin, die Unwissende spielend. Die Zofe hatte während des Ankleidens einen ganzen Roman von Siegfried und Gabriele erzählt.

„Ja, Maler, und wie mir mein Mendl versichert, Millionär."

Was die Kammerjungfer Fanny für die Gräfin, war Mendl für den Herzog: Diener und Vertrauter, Sklave und Tyrann.

„Woher ist er?"

„Aus Peru."

„Also eine Art Wildèr."

„Er sieht nicht so aus. Seinem Namen nach ist er deutscher Herkunft. Er heißt Siegfried Thaler."

„Das ist grausam," sagte die Gräfin.

„Ich finde den Namen bedeutungsvoll," sagte Gebhart. „Glauben Sie mir, Siegfried wird die schöne Gabriele gewinnen und nach Peru entführen."

„Ein gewisser von Berg — demokratisierter Adliger — scheint die Werbung zu unterstützen," bemerkte Lichtenthal.

„So erkläre ich beiden den Krieg!" rief Claudine. „Meine Gabriele soll nicht Frau Thaler werden."

„Aber liebe Claudine, das scheint mir doch Sache der Mutter zu sein," warf der General ein.

„Wenn ein Mitglied ohne Standesgeist ist, muß der Stand für dasselbe handeln. Unsre Gabriele darf keinen Sklavenhändler heiraten."

„Liebes Kind, in Peru gibt es keine Sklaven."

„Auch keinen Elefantenjäger."

„Aber Claudine, Elefanten —"

„Pst," unterbrach ihn die Gräfin, welche das alles so drollig vortrug, daß die Herren nicht aus dem Lachen kamen. „Gabriele soll überhaupt nicht unter ihrem Stande heiraten."

„Heutzutage, meine Gnädigste?" seufzte Gebhart. „Wenn der junge Mann wirklich so reich ist —!"

„Wenn er so reich ist," sagte Lichtenthal und zog die Brauen hoch.

„Zweifeln Sie daran?"

„Ja, Hoheit. Gerüchte sind noch keine Wahrheiten. Keinesfalls ist er verwöhnt. Er reist ohne Diener."

„Der Glückliche!" murmelte der General.

„Auch kann ich mir eine Sommerfrische beim Hirschenwirt nicht sehr genußreich vorstellen."

„Vergebung, mein Fürst," sagte Telegy, „was thut man nicht aus Verliebtheit!"

„Gut ausgedacht," schmunzelte ein junger Reiteroffizier. „Während der blaublütige Freund Mama den Hof macht, kapert der Roturier die Tochter."

„Ich werde ein Gegenbündnis schließen!" rief Claudine. „Die schöne Gabriele darf nicht nach Peru. Sie bleibe im Lande und unter uns!"

„Ich bitte mich als Verbündeten anzunehmen,“ sagte Telegy.

„Auch mich! — Uns! — Uns alle!“ riefen die Jüngern heiter.

„Ich muß gestehen, daß der junge Mann keinen üblen Eindruck auf mich machte,“ sprach der Herzog. „Er ist wirklich schön, dabei natürlich, nicht unbescheiden, noch unterwürfig. Doch da er der Gräfin mißfällt —“ Er machte eine Verneigung gegen die Gräfin und lächelte.

„Ich kenne nicht ihn, aber seine Absicht.“

„Die Baroneß muß uns erhalten bleiben,“ sagte Telegy. „Und wenn ein Mitglied sich zu opfern hat, so wählen Sie mich, Gräfin. Ich werde nachgerade des Junggesellenlebens müde.“

„Kommt endlich die Einsicht? Nimm dir ein Beispiel, Agathon!“

„Ja, wann werden wir unsern magyarischen Trinkspruch ‚Es lebe die Hausfrau!‘ hier ausbringen können?“

„Wer solche Schwester hat, ist verwöhnt,“ sagte Gebhart und blickte die Gräfin an. „Mein guter Sanitätsrat, erlauben Sie mir heute eine kleine Ausschreitung. Es drängt mich, das Wohl der liebenswürdigen Tochter dieses Hauses auszubringen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach der Tafel begab man sich ins anstoßende Erkerzimmer, wo Spieltische bereit standen. Der Herzog trat mit Claudine an das offene Erkerfenster. Er deutete auf das hell erleuchtete Haus gegenüber, den Gasthof zum Hirschen, und sagte scherzend: „Die Höhle der Räuber!“

„Ich nehme die Sache ernst, Eure Hoheit.“

„Obzwar ich weit weniger konservativ bin als Sie, Gräfin, stehe ich zu Ihnen. Die Gesellschaft darf nicht diesen Stern verlieren. Die Baronesse ist eine Erscheinung. Alles in allem: sie ist ihrer Gönnerin würdig!“

Die Gräfin reichte Gebhart ihre Rechte und er führte sie an die Lippen. Wer den feuchten Blick der Gräfin und Gebharts Zärtlichkeit beobachtet hätte, würde geglaubt haben, daß es um teure Erinnerungen oder um eine edle That sich handle.

„Ob ich Telegy ins Treffen schicke?“

„Damit er sie uns nach Ungarn entführe!“ fiel Gebhart lebhaft ein. „Ich gönne sie jedem andern lieber als ihm!“

„Hoheit, Ihre Teilnahme für Gabriele fängt an, mich zu beängstigen!“

„Warum soll ich Ihnen, teuerste Freundin, verhehlen, daß das Mädchen einen großen Eindruck auf mich gemacht hat?

Sie selbst sind für mich der Stern aller Sterne — leider auch unerreichbar. Welcher andern Dame würde ich vom Zauber einer Fremden sprechen können als Ihnen! Ich habe manche erblassen gesehen, wenn man ihre leibliche Schwester rühmte. Sie, Gräfin, besitzen die drei seltensten Eigenschaften Ihres Geschlechts: Sie sind frei, neidlos, kühn! Ich fühle mich immer von Ihnen verstanden. Vernehmen Sie denn! Ich stehe heute unter dem Zauber dieses Mädchens. Möglich, daß ich mich in ihr täuschte, möglich, daß ich schon morgen erkältet mich abwende. Heute vereinigten sich alle Umstände zu ihren Gunsten. Wir traten unter Blitz und Donner in jenes Haus. Ich bin unruhig wie das Tier, wenn mir der Sauerstoff entzogen wird. So hatte ich denn nur wenig Aufmerksamkeit für die kleine Gesellschaft, in die uns buchstäblich der Sturm geworfen hatte. Erst als das Gewitter vorüber war und ich die zurückkehrende Lebensluft atmete, sah ich mich in unsrer Unterkunftshütte um. Und da trat sie aus dem Helldunkel in strahlender Schönheit, sie, Gabriele!"

„Jetzt versteh ich Eure Hoheit," flüsterte die Gräfin in atemloser Spannung. „Sie selbst sind der Freier."

„Niemals! Wie selbstsüchtig ich sein mag, so bin ich es doch nicht in dem Grade wie der wackre kleine Mann, der sofort seine Angebetete heiratet, damit er in Gesellschaft Hunger leide. Ich bin krank."

„Ich bitte Sie, Hoheit —"

„Fragen Sie Doktor Riese. Er wird verlegen lächeln, weil er mit seiner Wissenschaft zu Ende ist. Aber auch wenn ich gesund wäre, würde ich die Baronesse nicht heiraten. Denn ich bin nicht frei! Ich, ein Mensch ohne Vorurteile, ein Feind alles Zwanges, bin als Fürst eines Kleinstaates geboren, das heißt ein Fürst, der weniger als irgendwer kann, was er will. Soll das Wesen, dem ich ein Magus, ein Prospero sein möchte, die Beulen sehen, die ich mir Tag für Tag an meinem Käfig stoße! — Sie würde Demütigungen erleben, vor denen ich sie nicht schützen kann, unsre Nachkommen würden nicht ebenbürtig sein. Und ich selbst, wie unberechenbar bin ich! — Nein, sie soll glücklich werden. Nur in meiner Nähe möchte ich sie wissen. Denn ihre Erscheinung, ihre Stimme wirken auf mich wie Davids Harfenspiel auf König Saul!"

„Sie soll, sie wird uns bleiben," sagte Claudine mit weicher Stimme. Dann warf sie einen stolzen Blick auf das Haus gegenüber. „Vor allem: Krieg dem Peruaner!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Claudine war wie alle Frauen, wenn es um Leidenschaft sich handelt, ein geborner Verschwörer. Andern Tages ging sie, so früh es schicklich war, ins Haus des Arztes. Seitdem das Dorf von Fremden wimmelte, war die Baronin schon morgens sorgfältig gekleidet und in der Laube auf der Wacht. Sie stürzte Claudine, welcher der Mohr die knarrende Gartenthür öffnete, mit einem Aufschrei entgegen. „Wie! Ist es wahr, ist es möglich, meine teure Gräfin, Sie!" rief sie auf französisch. Dann umarmten und küßten sich die Frauen. Beide glaubten in jenem Augenblick an ihre Freundschaft und freuten sich wirklich. Aber ebenso sicherlich hatte während der Trennung die Baronin an die glücklichere Claudine nur zuweilen und neidvoll, Claudine an die fernen Einsiedlerinnen überhaupt nie gedacht.

Die gewöhnlichen Fragen nach dem Befinden, nach den Kindern, nach dem Gemahl u. s. f. folgten. Auch der Mohr wurde von der Baronin begrüßt. Zu ihm sprach sie englisch. Da er am vergangenen Abend zu viel Tirolerwein getrunken hatte, war er nicht schwarz, noch braun, sondern aschgrau und fror. Er begnügte sich, die herablassende Frage nach seinem Befinden mit einem Grinsen zu vergelten. Eine Antwort war auch nicht erwartet worden, denn schon schwelgte die Baronin in der Schilderung des Hochgewitters und hohen Besuches.

„Ich weiß alles," sagte Claudine, „und kann bezeugen, daß der Herzog für Sie beide schwärmt."

„O — —!"

„Auf Ehrenwort! Doch wo ist Gabriele? Schläft sie noch?"

„O nein; wir armen Landleute stehen mit der Sonne auf. Vermutlich begleitete sie den Doktor bis ans Kloster. Jedenfalls kommt sie bald zurück."

Indem waren sie in die Laube getreten. Wie gern würde die Baronin im Freien geblieben sein! Im Hause ist das Totengerippe. Allein die Gräfin, mit der Oertlichkeit genau bekannt, führte sie mit sanftem Zwang über die Schwelle.

„Seit wann malt Gabriele in Oel?" fragte die Gräfin, deren feine Nase schon im Flur die Künstlerwerkstatt roch.

„Sie malt nicht selbst, sie wird gemalt."

„Hier? Da bin ich neugierig? Man darf doch sehen?" Und Claudine wandte sich sofort an die rechte Thür.

„Der Zufall spielt oft merkwürdig," sprach die Baronin. Ungern öffnete sie, ungern, denn ihre Beziehungen zu Siegfried Thaler erschienen ihr gegenwärtig wie eine Schuld.

Claudine musterte die ärmliche Einrichtung mit einem Blick, raffte ihr Kleid, trotzdem der Fußboden blitzblank gescheuert war, und trat rasch vor die Staffelei.

Während die Baronin erzählte, daß ihr in Innsbruck ein Herr von Berg und von Berg hinwieder ein gewisser Herr Thaler, ein junger, reicher Peruaner mit künstlerischen Neigungen, vorgestellt worden sei, betrachtete Claudine das unfertige Werk.

„Wie lange malt er daran?“ fragte sie endlich.

„Er begann anfangs August.“

„Dann erleb' ich die Vollendung nicht.“

„Halten Sie ihn nicht für begabt?“

„O, darüber hab' ich kein Urteil, liebe Baronin. Mir scheint nur, daß er sehr langsam malt. Oder ist Gabriele im ‚Sitzen‘ faul?“

„Er kommt täglich — allerdings mehr zum Plauschen als zum Malen. Mein Gott, auf dem Lande kann man nicht wählerisch sein! Und Herr von Berg, der vom Maler unzertrennlich ist, erzählt sehr hübsch.“

Noch während die Gräfin vor dem Bilde stand, trat Gabriele durch die offen gebliebene Thür.

Der unerwartete Anblick setzte sie in Verwirrung. Es war ihr, als sei sie hüllenlos gemalt. Doch in den Künsten der Gesellschaft kein Neuling mehr, faßte sie sich bald und antwortete auf die Kreuz- und Querfragen, die den Küssen und Kosenamen folgten, mit kluger Zurückhaltung.

Sie fühle sich auf dem Lande wohl und klage nur um die künstlerischen Genüsse der Stadt.

Was sie denn mit dem lieben langen Tag in Lichtenthal anfange?

Im Winter habe sie mit einigen Beamtentöchtern Französisch und Englisch getrieben, nachmittags mit Mama Bekannte in Waldegg besucht oder auf der Eisbahn sich vergnügt. Im Sommer verginge der Tag nur zu rasch. Sie mache weite Ausflüge, rudere . . .

Jetzt habe sie ja einen jüngeren Begleiter als Doktor Pittertschatscher!

Gabriele lachte unbefangen und sagte: „Zwei für einen, Herrn von Berg und seinen Freund.“

„Den Maler — wie heißt er doch?“

„Siegfried Thaler.“

„Eigentlich ist der Name nicht schwer zu behalten. Wir sprachen soeben von seinem Bild. Jetzt, liebes Kind, da ich

Sie in Ihrer Pracht und Schönheit vor mir sehe, gefällt mir die Pinselei gar nicht mehr. Wer einen so herrlichen Vorwurf nicht in einem Zug vollendet, hat keinen Mut, keinen Schwung, kein Talent."

Das ging Gabriele zu nahe. „Sie beurteilen Herrn Thaler hart," sprach sie. „Er ist noch Anfänger."

„Er wird niemals über die Anfänge hinauskommen! Das ist kein Bild, sondern ein Chaos."

„Ein Chaos!" fiel die Mutter ein. „Ich sagte es ja: Ein Millionär muß nicht Talente haben wollen!"

„Ist Herr Thaler Millionär?"

„Sein Freund Berg — ein Mann von Familie — hat mir unter vier Augen versichert, daß der Vater Millionen besitzt. Und Siegfried ist das einzige Kind."

Claudine zuckte die Schultern. „Millionen, was will das heißen? Gulden? Dukaten? Kreuzer? Pfennige? Wenn er zum Beispiel eine Million brasilianischer Reïs besitzt, so ist das sehr wenig."

Der Blick der Baronin wurde starr. Die Gräfin ist ja noch gescheiter als sie! Sogar Millionen, das großartige, schöne, runde Wort, flößen ihr keine Ehrfurcht ein; sie legt sie auf die Wage. Allein bald lächelte die Baronin wieder. Berg hatte sich sehr bestimmt über die Vermögenslage des Peruaner Kaufherrn geäußert.

„Ohne mich auf Zahlen einzulassen, liebe Gräfin, kann ich Ihnen versichern, daß der alte Thaler reich wie ein Nabob ist."

Gabriele stand auf glühenden Kohlen. „Aber Mama, was kümmert das uns!" sprach sie. „Der junge Thaler ist ein wohlerzogener, herzensguter Mensch. Deshalb sind uns seine Besuche lieb."

Die Gräfin lächelte fein. „Kind, im Grunde seid ihr auf dem Lande beneidenswert. Ihr dürft euch erlauben, nur Menschen zu sein." Dann wandte sie sich an die Mutter: „Wir verstehen uns, liebe Melanie."

„Sicherlich verstehen wir uns," erwiderte die Baronin und drückte die Hand, die ihr jene darreichte; „aber ich heiße nicht Melanie."

„Nicht? War mir's doch —"

„Nein. Wie sowohl im Freiherrn- als im Grafenkalender zu lesen, ist mein Taufname Ursule. Vicomtesse de Valmor war meine Patin. Ursule klingt meiner Ansicht nach sehr hübsch. Aber diese Lichtenthaler sagen Urschi, auch Urschl . . . Baronin Urschl genannt zu werden, würde mir schrecklich sein."

„Sie Aermste!“ sagte die Generalin, „Sie müssen wieder nach Amalienstadt ziehen!“

„Wenn Wünsche Flügel wären —“

„Geduld, meine Liebe! Sie haben mehr Freunde, als Sie ahnen. Man denkt an Sie, man plant und wirkt für Sie. Vorläufig darf ich nur trösten, nichts verraten. Bitte, fragen Sie mich nicht! Rufen Sie lieber Ihrer Kammerjungfer, daß sie Ihnen Hut und Schirm bringt. Denn Sie werden mich mit Gabriele ins Schloß begleiten. Der General freut sich unendlich, Sie zu sehen. — Was ich sagen wollte: der Herzog und Fürst Agathon werden vermutlich schon heute ihre Aufwartung machen, um Ihnen für die gestrige Gastfreundschaft zu danken.“

„Sie sind ein Engel,“ sagte die Baronin, vor Seligkeit die Augen verdrehend. Dann schrie sie: „Burgi!“ zur Stubendecke empor.

Gabriele legte die Hand auf den Arm der Mutter. „Laß, Mama, ich gehe selbst.“

Wenige Minuten später war ein Zettel für Siegfried in den Händen Burgis, auf welchem folgende Zeilen mit Bleifeder geschrieben standen:

„Gräfin Ginsheim, eine Freundin Mamas, holte uns ins Schloß ab. Hoffentlich sind wir bald zurück. Werden Sie uns erwarten? — Ja? — Auf Wiedersehen!

Gabriele.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Siegfried zeitiger vom See fortgegangen wäre, wo er die Zeichnung für die Mutter vollendete und der Tochter gedachte, würde er die Damen, in leichten Sommerkleidern, mit aufgespannten farbigen Sonnenschirmen, die ländliche Straße hinabwandeln gesehen haben. Und hinter ihnen schlich der phantastisch gekleidete schwarze Diener, den Dörflern eine wohlbekannte Erscheinung, morgens gewöhnlich der traurige, nachmittags — nach reichlichem Genuß von Sodawasser — der stolze Mohr.

Als Siegfried ins Doktorhaus trat, waren jene bereits im Schloß. Burgi gab das Zettelchen gewissenhaft ab. Ihr verschmitzter Seitenblick würde ihm verraten haben, daß sie bezüglich des Briefgeheimnisses weniger gewissenhaft geblieben war. Aber er hatte Augen nur für Gabrieles Zeilen, die lieben und liebenswürdigen Zeilen! Er las sie und küßte das Blatt, auf dem ihre Hand geruht hatte, und las wieder.

Dann setzte er sich an die Staffelei.

Es läutete Mittag, und Berg, der mit dem Prior Freundschaft geschlossen hatte, kam mit Doktor Pittertschatscher vom Kloster. Anstatt der Damen jedoch erschien ein Diener des Generals, um Fräulein Burgi zu melden, daß man die Damen daheim nicht erwarten solle, da sie den Lunch im Schlosse nähmen.

„Ich habe zwar in meinem Leben noch keinen Lantsch gegessen," sagte Burgi, „aber meine Rahmstrudel schmecken auch nicht schlecht. Ich rate Ihnen, bleiben Sie da und essen Sie für die Gnädigen!"

Siegfried würde — wenn auch nicht wegen des Rahmstrudels — gern geblieben sein, während Berg eben wegen des Strudels für die Wirtstafel stimmte. Denn Berg war ein Fleischesser.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Mahl war ihnen im Wirtsgarten aufgetragen worden. Nun stand die Kaffeemaschine vor Berg, auch eins der überflüssigen, doch ihm unentbehrlichen Dinge aus den unerschöpflichen Koffern. Da Siegfried weder Kaffee trank noch rauchte, ging er unter den Bäumen hin und her, unterhielt sich mit den Dachshunden des Wirtes, warf Brotkrumen unter das Hühnervolk und that einen Blick in den Pferdestall, wo die schweren Gäule von der Raufe weg nach ihm die Köpfe bogen. Alle Tiere kannten ihn, den Tierfreund.

Zuletzt trat er vor das Haus.

Vor dem Schlosse ging es lebhaft zu. Der Besuch der beiden Damen war bekannt geworden. Die Herren, Herzog Gebhart an der Spitze, stellten sich bei der Generalin ein, das Mittagsfrühstück wurde gemeinschaftlich genommen, ein Ausflug nach Waldegg beschlossen. Eben war man beim Aufbruch. Der Herzog lenkte seinen Viererzug selbst, die Baronin, Gabriele und Agathon saßen im Wagen. Alle übrigen — Claudine nach neuester Mode in einem hellfarbigen Reitkleide — gaben zu Pferde das Geleit. Diener bildeten den Nachtrab.

Der lustige Schwarm war den Nachschauenden bald entschwunden. Die Herren Kammerdiener zogen sich von der Schwelle ins Haus zurück, einige Lakaien und Stallbediente blieben im Freien, aber ohne die stramme Haltung und ernste Miene von vorhin. Dieser streckte sich gähnend auf die Thorbank; jener schäkerte mit der Kammerjungfer, die jetzt im Fenster lag; ein anderer ging, die Hände in den Hosentaschen, über den Platz ins Wirtshaus.

Ob sie mich gesehen hat? dachte Siegfried. Er hatte unter dem Gesinde und den bäuerischen Gästen des Hirschenwirts gestanden und war Gabriele nur gewahr geworden, als sie im hohen Charabancs Platz nahm. Dann verbargen ihm der rote Schirm der Baronin, die Reiter, der Staub die Geliebte. Er kehrte verstimmt in den Garten zurück.

Berg hörte seine Mitteilung gelassen an. „Das wird Ihnen fortan öfter begegnen," sprach er.

„Wir wollen uns beritten machen, lieber Berg."

„Und dann?"

„Je nun, dann schließen wir uns der Gesellschaft an. Wir sind dem Herzog vorgestellt. Die Baronin wird die nähere Bekanntschaft mit ihm, mit dem Schloßherrn vermitteln."

„Die Baronin? Sie am letzten."

„Erlauben Sie —"

„Jedenfalls nicht, bevor Sie Pinsel und Palette in die Ecke geworfen haben."

„Ihr altes Vorurteil! Die Baronin schätzt meine Begabung."

„Sie füllen ihr Album. Wehe, wenn Sie mit Ihren Bildern Brot und Braut verdienen müßten!"

Siegfried sprang auf. „Berg! Berg!" rief er unwillig. Dann mußte er lächeln; er war ja überzeugt, daß Berg vom Wesen und Wert der Kunst im allgemeinen und von Siegfried Thalers Kunst im besonderen keine Ahnung habe. Indem er wieder Platz nahm, sagte er: „Sie können zuweilen göttlich grob sein."

„Ich will, daß Sie Ihren Zweck erreichen. Also müssen wir uns über die Mittel klar sein. Wenn Sie wirklich ein großer Künstler wären, würde ich Sie bitten, alle Hoffnung aufzugeben. Denn das Genie wird in jeder Kaste verabscheut."

Siegfrieds Augen leuchteten. „Daß ich ein Genius wäre!" rief er. „Wie würde ich Ihnen das Gegenteil beweisen! Gerade dem Genie öffnen sich in Deutschland alle Thüren!"

„In die Empfangs- und Speisezimmer der Lichtenthaler und ihresgleichen, ja; in die Familie selten; in ihr Herz nie! Gehen Sie heute nicht mehr zu den Damen! Folgen Sie meinem Rat! Steigen Sie auf irgend eine Bergspitze, daß Sie beim besten Willen nicht vor nachts zurückkommen können."

„Gabriele wird mich erwarten."

„Wenn die Damen früher, als ich vermute, heimkehren, werde ich Sie entschuldigen. Hoffentlich entläßt man sie nicht früh genug. Denn die gute Baronin wird unausstehlich sein."

„Sie ist eine gute Frau.“

„Zuweilen, aus Schwäche. Heute zittert die ganze Grafschaft unter ihrem Tritt.“

„Sie beurteilen die Menschen zu hart.“

„Ich halte sie für nicht ganz so edel und für nicht ganz so schlimm, wie sie in Büchern dargestellt werden. Die Weltgeschichte ist Erziehung. Aber es gibt auch schlechte Erzieher und verfehlte Lehrweisen, die noch im spätesten Enkel nachwirken. In gewissen Fällen zeigt sich dann der erste Staatsmann so einseitig wie der letzte Krautjunker. Sie werden das zur Genüge erfahren. Vorläufig tanzt man im Schloß nach der Pfeife des Herzogs. Ich werde bald wissen, was wir von ihm zu hoffen haben.“

„Ich vertraue auf Gabriele!“ rief der Jüngling.

„Um so besser, aber vermeiden Sie heute die Mutter. Bis sie Ihre Schwiegermutter ist, schicken Sie mich ins Gefecht.“

„Weil Sie des Sieges sicher sind. Ich weiß, lieber Berg, daß die Baronin Sie verehrt. Und Sie — eines Tages werde ich Sie Papa nennen!“

„Um Himmels willen!“ sagte Berg erschrocken. „Die Baronin ist noch immer eine schöne Frau und kann, wenn sie will, sehr liebenswürdig sein. Aber ich bleibe ledig.“

* * *

Siegfried war nach dem Gespräche mit Berg wieder heiteren Gemütes. Dennoch entschloß er sich, den Freundesrat zu befolgen.

Als er im Thal dahinwanderte, um Meilen zwischen sich und die Geliebte zu legen, fügte es sich, daß Burgi und die Dorfnäherin dieselbe Straße gingen. Anfangs waren die Mädchen weit hinter Siegfried zurück, doch da er zuweilen stehen blieb, um ein Wurzelgeschlinge am unterwaschenen Wegrain, einen Lichtfleck im Dickicht, eine Kluft in der jähen Wand zu betrachten, wurde er eingeholt.

„Grüß Gott, Herr . . . Herr Professor!“ sagte Burgi mit leichtem Erröten und wollte vorüber.

Aber er schloß sich ihnen an. Das treffe sich herrlich, meinte er. „Wohin gehen wir?“

„Die Nahter-Cilly geht auf die Lahneralm. Mit der Herrlichkeit droben ist's bald aus, und da will sie halt noch einige Tage in der feinen Luft zubringen. Der Geißbub hat ihr Gepäck schon heut früh geholt.“

„Nun, und Sie?“

„Ja, denken Sie: die Gnädigen haben wiederum eine Post geschickt, daß sie erst nachts heimkommen. Da hat mir der Herr Onkel erlaubt, die Cilly bis zum Wagnerbauern zu begleiten. Er kommt nach.“

„Dann gibt's sicherlich guten Wein droben.“

„Die Herren vom Bergamt sagen's.“

„Also nach Waldegg geht der Onkel heute nicht?“

„Nein, da die Herrschaften hingefahren sind. Das sähe neugierig aus. — Sie kommen mit?“

„Wenn Sie erlauben —“

„Was gibt's da zu erlauben! Der Wagnerbauer schenkt für alle.“

Unterdessen waren sie immer vorwärts gegangen. Burgi zeigte auf ein einsames Gehöft hoch an der Bergwand, die das Lichtenthal im Westen abschließt. Das sei des Wagnerbauern.

„Es geht ein wenig steil hinauf,“ meinte sie. „Die Lahneralm liegt ein paar tausend Fuß höher, fast so hoch wie das Joch. Sie können sie von hier aus nicht sehen, weil der graue Kofel davor steht.“

„Waren Sie schon oben?“

„Oft. Die Alm gehört einem meiner Vettern.“ — Sie sagte: einem meinigen Vetter. — „Der Boden ist zwar steinig, trotzdem das Futter gut. Wasser gibt's hinreichend. Die Sennhütte hat ein gemauertes Stübel. Es ist nicht die größte, aber die bestgehaltene Alm im Bezirk. Einmal war ich mit der Frau Goth sechs Wochen oben.“

„Langweilten Sie sich nicht?“

„Nicht eine Viertelstund! Damals waren neunundfünfzig Milchküh, an die dreißig Schaf und ebenso viel Ziegen aufgetrieben. Die Butter und der Käs der Lahneralm sind bekannt. Da gibt's immer etwas zu lernen und zu thun. Ach, solch eine Alm haben und dann keinen Winter! — Nein,“ sagte sie nach kurzem Besinnen, „um den Winter wäre mir bald wieder leid. Da ist meine Freundin Cilly. Die hat nur acht Tage Sommer und ist doch immer zufrieden.“

Cilly war ein kleines ältliches Frauenzimmer mit blatternarbigem Gesicht. Sie trug ein städtisches Kleid, aber derbe Schuhe und einen „Brixenthalerhut“ von gelbem Stroh mit rotgefütterter Krempe und gesticktem Band, in welchem hinten eine Hahnenfeder steckte. Das war der Nahter-Cilly Ferienhut.

„Wer zufrieden ist, ist reich,“ sagte sie beifällig. Dann

that sie einen kleinen Seufzer und blickte zum Felsen auf, hinter dem ihr Sommer lag.

Siegfried sah Burgi in die runden Augen. „Da kam der Herr Vetter wohl oft auf die Alm, solang das Basl oben war?"

„Ei freilich," antwortete sie und lachte still vor sich hin. — „Sie, das ist ein Mann! Dicker als der Hirschenwirt und fast so dick wie seine Frau, die Goldresl."

Seitlich führte ein Steg über die Lichtenthaler Ache. Sie überschritten diese und klommen dann an der Berglehne aufwärts. Der Steg war so schmal, daß sie hintereinander gehen mußten, Burgi voran, sachte, langsam, doch ohne ein einziges Mal zu rasten. Hoch klettert der Wald empor, doch sie lassen ihn zuletzt unter sich, überschreiten eine steinige Halde und steigen wieder bergan.

Wiesengründe, Obstbäume, ein Bienenstand, ein eingezäuntes Blumengärtchen, drin nur noch die traurigen Astern blühen, und ein niedriges Gebäude, zur Hälfte Wohnhaus, zur Hälfte Scheune — Burgi und Siegfried sind am Ziel. Aber sie, die weiter soll, die Nahter-Cilly, ist am müdesten. Sie läßt sich schnaufend auf die Bank vorm Hause fallen.

In der Scheune wurde gedroschen. Am Brunnentrog stand eine derbe Dirne, die zur Arbeit wie üblich weite grobleinene Mannshosen über die Röcke gezogen hatte. Sie schlegelte weiße, blaue, rote Wäsche.

Burgi schritt leichtfüßig an den Rand des jähen Abhangs und stieß einen Jodler aus. Mit leisen gezogenen Tönen begann sie, um mit einem schmetternden Jauchzen zu endigen.

„Hollia, hollio!" antwortete ein Bub, der auf einer Matte hoch über dem Hof Kühe hütete.

Jetzt trat die Bäuerin aus dem Hause und begrüßte ihre Gäste. Die Magd lief vom Brunnen weg, mit nassen Kleidern, Seifenschaum an den Armen und im Gesicht, und Herrin und Magd und Näherin und Doktornichte fragten und plapperten und lachten lustig durcheinander. Ein paar flachshaarige Knaben kamen wie junge tolpatschige Hunde um die Ecke gerannt und blieben dann beim Anblick des Fremdlings verschüchtert stehen. Da die Näherin todmüde war, das heißt nur in den Gliedern, nicht mit dem Mundwerk, machte ihr die Bäuerin den Vorschlag, über Nacht dazubleiben, und Cilly nahm ihn ohne Umstände an.

Unterdessen war Siegfried an den Hang getreten. Ueber die Wipfel der niedrigeren Lichtenthaler Höhen schaute er nach Nord und Ost und Süd, wo Berge über Berge stiegen. Bald wandte sich sein Blick zu einer mächtigen schroffen Wand zurück.

Dort im Grunde, weiß er, liegt Waldegg. Zwar jodelte er nicht, aber seinen Hut schwang er dorthin.

„Gabriele!" sagte er leise, innig, und seine Augen brannten. Dann ging er zur Gesellschaft, ließ Wein auftragen und war fröhlich mit den Fröhlichen. Die Magd ging wieder an den Brunnen, rieb und schlug die Wäsche und blickte dazwischen nickend und lachend nach dem Tisch. Die Bäuerin trat zuweilen ins Haus, wo ein Töchterchen in der Wiege lag. Ihre Knaben waren längst wieder hinterm Hause.

Nach einem halben Stündchen kam der Doktor schwitzend und pustend den Steig herauf. „Servus!" rief er von weitem dem Maler zu. „Servus!" wiederholte er, als sie ihn jubelnd empfingen. „Das ist gescheit, daß Sie die Mädels begleitet haben." Und er preßte die Hand Siegfrieds wie ein Schraubstock. „Wie ist der Wein?"

Die Bäuerin holte ihren Mann aus der Tenne, wo im Ticktacktack der Flegel eine Pause eingetreten war.

„Empfehl' mich!" begrüßte der Wagnerbauer, ein hagerer Vierziger mit einem stehenden einfältigen Lächeln, aber sehr schlauen Augen, seine Gäste. Seine Frau hatte ihm in der Eile zugeraunt, daß der Fremde der Maler sei, der im Hirschen wohnt. „Hab schon von Ihnen gehört," konnte er deshalb zu Siegfried sagen. — „Wie gefällt's Ihnen hier oben? Der Herr Professor" — er nannte den Maler der Bauernhochzeit — „war auch bei uns." Er rieb das unrasierte Kinn. — „Ja," fuhr er fort, indem er die Augen umhergehen ließ, „um das Haus herum müßt es halt ein bissel flacher sein."

„Weißt du, Wastl, wen der junge Professor malt?" fragte Pittertschatscher den Bauer.

Dieser antwortete nicht sogleich; denn sein Duzbruder, der Doktor, konnte ihn ja hänseln wollen.

„Das weißt du noch nicht?!"

„Nein, Doktor, das weiß ich nicht."

„Unser gnädiges Fräulein, die Baroneß Gabriele!"

„Oha!"

„Ich muß Ihnen nämlich sagen," wandte sich der Arzt an Siegfried, „daß der Wagnerbauer von uns allen am allermeisten in das gnädige Fräulein verschossen ist. Oder etwa nicht?"

„Ich weiß nicht, wer darin der größere Narr ist, ich oder der Doktor; aber daß Sie auf der ganzen Welt nichts Schöneres zu malen finden, das sag ich!"

Siegfried würde den Bauer am liebsten umarmt haben.

Da jetzt der Mann bei den Gästen blieb, konnte die Bäuerin sich zurückziehen, um das Abendmahl zu bereiten. Die Mädchen begleiteten sie ins Haus, aber in der Flur hielt die Näherin ihre Freundin zurück.

„Meiner Seel," sagte sie, „ich bin froh, daß ich morgen nimmer in Lichtenthal bin!"

„Warum?"

„Weil ich sonst in meinen alten Tagen mich noch vergaffte! Ist das ein schöner Mensch!"

„Und so gut!" fiel Burgi ein.

„Bist du verliebt?"

„Ich? O nein!"

„Du nähmst ihn nicht, wenn er freien käm?"

„Auf der Stell; aber er kommt nicht, denn er hat schon eine Braut."

„Die junge Baronin," sagte Cilly rasch.

„Ich glaube, ja. Und die passen doch zusammen?"

„Wohl, wohl, wenn er so reich ist, wie man sagt. Die verlangt ihren Käfig extra vergoldet."

„Ich gönn' ihr von Herzen alles Glück. Es ist wahr, sie hat ihre Mucken, und doch ging ich für sie durchs Feuer."

„Also die!" sagte Cilly nach einer Pause und seufzte.

„Gesagt haben sie mir's nicht, aber man hat doch Augen! ..." Und Burgi seufzte auch. — „Ja, so geht's!"

Dann begaben sich beide in die Küche und halfen der Bäuerin die Aepfel zum „Aepfelschmarrn" schälen. Und des Plauschens und Lachens war kein Ende. Denn die Nahter-Cilly war der Witzbold von Lichtenthal.

Siegfried konnte sich an der Landschaft in ihrer kräftigen Herbstfärbung, an den Linien des Gebirgs, am Wechsel von Licht und abgetönten Schatten nicht müde sehen. Nicht als Maler, sondern schlechthin als Naturfreund.

„Am liebsten würde ich in Lichtenthal für immer bleiben," sagte er zum Arzt.

„Was hält Sie davon ab? Malen kann man überall."

„Es ist hier zu schön."

Pittertschatscher sah ihn groß an. „Ja, schön ist's bei uns," meinte er, „aber das ist doch kein Fehler!"

„Kein Fehler, aber eine Gefahr für den Malenden, der noch Schüler ist wie ich. — Zu schön! Zu schön! Ich habe diese Natur nicht nur im Auge, ich habe sie in jedem Blutstropfen; ich bin naturtrunken; ich mißtraue meiner Wahrhaftigkeit!"

Der Alte dachte nach, aber Siegfried wurde ihm nicht verständlich. Nach einer Weile sagte er: „Sind Sie schwermütig?“

„Ich?“ rief Siegfried, nun seinerseits erstaunt. „Ich war nie glücklicher!“

Jetzt glaubte Pittertschatscher seinen jungen Freund zu verstehen. „Sind wir so weit?“ rief er freudenvoll, schlug sich aber im nächsten Augenblick auf den Mund. „Pst! Ich sage nichts. — Gott erhalte Franz den Kaiser,“ begann er in seiner Freude zu singen, daß der Wagnerbauer, dessen Gedanken droben bei den weidenden Kühen waren, erschrocken auffuhr. — „Recht! Recht! Aber fest sein! Fest! Die Frau Mutter — Ich sage nichts! Recht! Und jetzt muß ich mir eine Pfeife stopfen. Ich wollte Ihnen zulieb das Rauchen in der schönen Luft lassen. Aber jetzt müssen Sie es mir zulieb erlauben. Dann ist das der schönste Nachmittag meines Lebens!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen zwei Felszähnen der östlichen Gebirgsgruppe leuchtete es blendend weiß wie eine elektrische Flamme.

„Da kommt der Mond,“ sagte Pittertschatscher, „brechen wir auf!“

„Ja,“ erwiderte Siegfried. Er hatte sich gut unterhalten, trotzdem schnellte er wie eine Feder empor.

Da es sich herausstellte, daß die bescheidene Zeche von Siegfried bezahlt worden war, schnaufte Pittertschatscher und schaute den Gastgeber grimmig an. Dabei war sein Gedanke wieder sehr harmlos: Wenn es nur wahr ist, wenn er's nur wirklich dazu hat!

Während man Abschied nahm, ging der Vollmond über dem Bergkamm auf und leuchtete der Heimkehr.

Bergab stürmte das junge Paar; der Doktor folgte langsamer. Auf der Steinhalde rastete er und blickte zum Sternbild der Kassiopeia auf. Ja, ja, sagte er für sich; es ist Herbst. Zuweilen machten auch Siegfried und Burgi Halt, damit der Herr Onkel sie einhole. Die Nacht war so still, daß einer des anderen Atmen hörte.

Als sie dann unter glitzerndem Buchenlaub ein letztes Mal stille standen, wo schon das Rauschen der Ache zu ihnen drang, sagte Burgi: „Gestern waren Sie beim Abstieg nicht so eifrig!“

Siegfried blickte verwirrt die Spötterin an. Gestern? War denn Gabriele nicht seit langem seine Braut? Und waren sie nicht länger als seit gestern getrennt?

Im Doktorhause, vor welchem Siegfried sich verabschiedete, war kein Fenster hell. Um so festlicher war das Schloß erleuchtet. Alle Läden und Fenster im ersten Stock waren geöffnet. Ein Walzer von Strauß wurde droben mit übermäßigem Kraftaufwand auf dem Klavier gespielt, und man tanzte danach, droben die Herrschaften, unten auf dem Platz einige überlustige Bursche und Kinder. Die „Diendln" getrauten sich nicht. Einem Ländler würden vielleicht auch sie nicht widerstanden haben.

Herr von Berg ging zwischen den Gruppen der Dörfler rauchend auf und ab. Da entdeckte er seinen jungen Freund. Siegfried sah zu den Fenstern auf; die weißen Vorhänge bewegten sich und die Schatten der Tanzenden huschten daran vorüber.

„Da sind Sie ja," redete Berg ihn an. „Kommen Sie mit mir; ich habe zwei Neuigkeiten für Sie."

Noch während sie über den Platz schritten, erzählte Berg, daß auch er in Waldegg gewesen sei, die ganze Schloßgesellschaft bei Besichtigung der Feste getroffen habe und vom Herzog in ein Gespräch gezogen worden sei. „Das Weitere zwischen unsern vier Wänden. Haben Sie Hunger? Durst?"

„Nein."

„Also gehen wir sofort hinauf."

„Der Herzog," setzte Berg seine Mitteilungen im Zimmer fort, „Herzog Gebhart der Fünfzehnte — oder ist er der Siebzehnte? — gab mir Grüße für Sie auf! Wie? Das läßt Sie kalt?"

„Lieber Berg, Sie selbst empfahlen mir, die Höflichkeit großer Herren nicht allzu ernst zu nehmen."

„Sehr richtig, aber des Herzogs Höflichkeit war doch mehr als Form. Er versicherte mir wiederholt, daß Sie einen außerordentlich guten Eindruck auf ihn gemacht hätten, daß er Ihnen näherzutreten wünsche. Möglich, daß Sie die Gnade des Herzogs der Ungnade seines Hausministers verdanken, jedenfalls ist sie für Ihre Werbung von Wert. Morgen verreist der Herzog auf einige Tage nach München; nach seiner Rückkehr wird er Sie und mich zur Tafel befehlen."

„Aber wenn der Hausherr, der Fürst mir nicht wohl will —".

Herr von Berg mußte lächeln. „Mein guter Siegfried," sprach er, „holen Sie getrost Ihren Frack aus dem Koffer. Wir speisen nächste Woche an der Tafel Seiner Durchlaucht. Ich wollte nur, der Herzog hätte mir diese Mitteilungen weniger

geheimnisvoll gemacht. Dann würde uns die andre Neuigkeit wahrscheinlich erspart geblieben sein."

„Ist sie nicht angenehm?"

„Nicht angenehm, aber auch nicht wichtig. Die Baronin hatte heute den Einfall, Ihnen Ihr Bild Gabrieles zurückzustellen. Die Gesellschaft kam nach mir von Waldegg zurück. Bald darauf sah ich die Baronin und Gräfin Ginsheim — wir sprachen heute von ihr — aus dem Schloß gehen, einen unglücklichen Afrikaner in bunter Jacke zum Gefolge. Während ich zu Abend aß, gab das schwarze Kind der Sonne Bild und Briefchen für Sie hier ab. Das Bild befindet sich nebenan, der Brief liegt hier. Was er enthält, kann ich mir denken. Lesen Sie ihn mit Ruhe. Weiße Hände beleidigen nicht, sagt ein spanisches Sprichwort."

Siegfried riß das Briefchen auf.

Die Baronin schrieb wie gewöhnlich französisch, wenn auch nicht vollkommen schreibrichtig, folgendes:

Mein Herr! Meine Freundin, Gräfin Ginsheim, welche von Baronesse Gabriele, meiner Tochter, entzückt ist, wünscht dieselbe während ihres Aufenthalts in Lichtenthal ganz zu besitzen. Unter solchen Umständen verbietet sich die Vollendung des Porträts von selbst. Glücklicherweise ist Ihr Werk nicht über die Anfänge hinaus. Vielleicht bietet sich später die Gelegenheit für Sie, die Studie auszuführen. Oder kann man es nicht aus dem Gedächtnis? Jedenfalls sind wir von Ihren guten Absichten überzeugt und dafür dankbar. Mein Herr, ich bin — —

Das Blatt entsank Siegfrieds Händen. Berg, welcher ans Fenster getreten war, wandte sich in diesem Augenblick um, stutzte und eilte dann rasch auf Siegfried zu. „Mein Gott, Siegfried!" rief er, aufs tiefste erschüttert. Der Lebenskünstler begegnete dem wahren Gesicht der Leidenschaft, vielleicht wahrer Leidenschaft überhaupt, zum erstenmal.

„Mein Siegfried! Mein Junge! So lache doch über den Brief!"

Das totenbleiche, schreckliche Antlitz blieb von Stein.

Berg rannte einigemal durch beide Zimmer auf und ab, dann stellte er sich wieder dicht vor Siegfried. „Höre mich an!" bat er. „Ich bin überzeugt, von diesem Brief weiß Gabriele nichts."

„Nein, nichts!" stieß Siegfried hervor.

„Den Brief schrieb der Ring, der Klub, die Sippe! Wohlan! Man will dich demütigen, demütige du sie! Zeige

ihnen das goldene Kalb! Das goldene Kalb, und du sollst sehen, wie die Baronin davor knixen und knieen, davor gaukeln und tanzen wird. Die Baronin und ihre Freundin und bald auch die Freunde! Ob die Hochachtung dieser Leute dir oder deinem Dollar gilt, kann dir gleichgültig sein, wenn du ihren Preis kennst. Du liebst Gabriele — die Baronin wird sie dir geben und, wie es in der Operette heißt, ihren Segen obendrein. Erteile mir Vollmacht, und in acht Tagen bist du der Goldmensch, der Nabob, der Inderprinz, der von Elefantenrücken auf dieses Volk niederschaut."

„Wenn ich Gabriele erkaufen muß," sagte Siegfried, „o Berg, Berg! Um jeden Preis!"

* * *

Die Freifrau, die beinahe ebensoviel wie ihre Tochter getanzt hatte, lag bald nach der Heimkehr um Mitternacht in festem Schlaf. Unruhe im Gemüt ließ Gabriele nicht entschlummern.

War das nicht ein schöner Tag und Abend gewesen? Sie hatte wieder unter ihresgleichen sich bewegt, von silbernen Platten, welche betreßte Diener darreichten, gegessen, im Wagen dahinrollend auf die Fußgänger herabgesehen, an einer leichten, mitunter boshaften, niemals aufregenden Unterhaltung teilgenommen: sie hatte wieder Sporenklingen gehört! Alle, sogar der spröde Agathon, hatten ihr gehuldigt. Nur der Nachmittag brachte eine kleine Wolke. Herzog Gebhart, der mit demokratischen Neigungen sich zu brüsten liebt, führte die Gesellschaft nach dem Besuch der Feste in einen Wirtsgarten. Derselbe liegt über dem Fluß; gewaltige Kastanien spenden Schatten, man hat die Aussicht auf die Gletscherkette im Süden. Gabriele hat manchen Nachmittag und Abend in diesem Garten verbracht; heute brannte sie der Boden unter den Füßen. Einige Waldegger Beamtenfamilien waren da: das gab ein Zusammenrücken und Zischeln und Kichern. Gabriele fühlte alle Blicke auf sich gerichtet, verwunderte, höhnische, kritische Blicke; sie fühlte, daß man von ihr sprach, Wahres und Verlogenes, nichts Gutes.

Diesen Leuten galt sie nicht als voll. Als man bald, für Gabriele nach einer Ewigkeit, aufbrach, erhob und verneigte sich ganz Krähwinkel vor dem Herzog, dem Fürsten, der Generalin; ihr rief ein frecher Backfisch: „B'hüt dich Gott, Gabriela!" nach.

Mama wurde rot, sie selber blaß. Eine übelangebrachte Entrüstung! Denn wenn die hohen Gäste mit den Sommervögeln fortgegangen sind, werden Mutter und Tochter doch wieder nach Krähwinkel gehen. Oder es führen diese Tage abermals nach Amalienstadt. Dort wird sie dann aufs neue umschmeichelt und gefeiert werden und endlich so eitel und elend und verloren wie ihre Mutter sein! — Nein, weder das eine noch das andre soll geschehen!

Siegfried!

Gabriele seufzte. Ach, feindliche Mächte stellen auch diese Wende in Frage! Es war ihr gestern klar geworden, daß ihr Bündnis die ganze Schloßgesellschaft zu Gegnern haben werde. Aber fortan auch die Mutter. Unerhört war ein solcher Gesinnungswechsel der Baronin nicht. Das neueste Gesicht und das letzte Wort haben bei ihr recht. Seit gestern hat sie andre Nummern in die Lotterie gesetzt.

Aber warum war die Generalin dem Unbekannten abhold? Nur weil er bürgerlich und so bürgerlich ehrlich ist? — Damals als Fürst Agathon Gabriele huldigte, war die Schwester eisig gegen Mutter und Tochter; sie taute auf, als er erkaltete. Jetzt ist sie mit Gabriele zärtlich wie eine Mutter, zutraulich wie eine Gespielin. Gehört Claudine zu den kleinen Seelen, die uns in trauriger Lage ihre Teilnahme unter der Bedingung schenken, daß wir unser Los nicht verbessern wollen?

„Mama!“ sagte Gabriele; „Mama!“ wiederholte sie hastig.

„Was gibt's?“ fuhr die Baronin empor.

„Mama, du schnarchst!“

„Ich? Was fällt dir ein! Ich bin noch gar nicht eingeschlafen!“ verteidigte sich die Baronin. Sprach's und legte sich auf die andre Seite.

Endlich schlief auch Gabriele ein.

Das erste Geläut der Klosterglocken weckte sie. Nachdem sie Fenster und Laden dem jungen Tag geöffnet und sich angekleidet hatte, begab sie sich in den Garten.

Siegfried hatte ihr erzählt, daß er früh aufzustehen pflege. Heute fand sie, wie recht er damit habe. Alles in der Landschaft war so klar, scharf umrissen, körperlich, der Himmel so eigen; das Feste und der Aether jedes ein Ding für sich. Freilich war die Herbstluft ein kaltes Bad: es fröstelte sie. Sie ging zwischen den Beeten auf und ab, bog um das Haus. Das Fenster in der Malerwerkstätte, das gegen Norden lag, war offen. Gabriele warf einen Blick hinein und stutzte; die Staffelei, das Bild, das Malgerät fehlten. Sie eilte ins Haus

zurück, trat ins Zimmer. Das Bild war fort. Jetzt erinnerte sie sich, daß ihre Mutter und die Gräfin am vergangenen Abend das Schloß zusammen verlassen und erst nach geraumer Zeit sich wieder eingefunden hatten. Sie haben Siegfried das Bild zurückgeschickt — o, sie kann sich denken, in welcher Weise!

Alsbald war sie wieder im Schlafzimmer und weckte die Mutter. „Was gibt's?" fragte diese, den heißen Kopf vom Kissen hebend.

„Was ist mit Siegfrieds Bild geschehen?"

„Wie? Was?" fragte die Baronin und zwinkerte unter den schweren Augendeckeln nach dem offenen Fenster.

„Wo ist das Bild? Mein Bild?"

„Wieviel Uhr ist es?"

„Fünf, sechs — ich weiß es nicht! — Was habt ihr mit dem Bild gemacht?"

„Das Bild? Du bist von einer Rücksichtslosigkeit! Eben war ich erst eingeschlafen." Sie gähnte. „Wir — die Gräfin und ich — wir haben es dem Maler zurückgeschickt. Vorläufig hast du keine Zeit; und dann die ewigen Sitzungen! Und es wird doch nichts Gescheites. Die Gräfin meint —"

„Fürs erste: was mischt sich die Gräfin in unsre Angelegenheiten? Ihr am letzten räume ich ein Recht dazu ein. Und was bewog dich, den einzigen Menschen, der es redlich mit uns meint, den einzigen zu kränken! Wer lud ihn in unser Haus? Wer schmeichelte ihm? Wer nannte meine Zurückhaltung Thorheit? Du! Jetzt bin ich ihm freund — und dankbar. Ich verehre ihn."

„Vergebung, meine Teure, ich finde es spaßhaft, wenn ein Mädchen von Verehrung für einen jungen Mann spricht."

„Gut, wenn dir der Ausdruck mißfällt — obwohl dieser junge Mann gescheiter, edler, feinfühliger ist als sie alle, alt wie jung, in unsrer gestrigen Gesellschaft — gut: Ich liebe ihn!"

„Pst! Bitte!" erwiderte die Baronin, denn sie hörte die Klosteruhr schlagen. „Drei — vier — fünf!" murmelte sie. „Fünf! Unglaublich! Mich Kindereien halber aus dem ersten Schlaf zu wecken!"

„Noch vor wenigen Tagen nahmst du Siegfried sehr ernst!"

Die Baronin lächelte. Sie steckte eine lose Flechte ihres weißen Haares fest und legte sich wieder ins Kissen zurück. „Ueber Nacht kommt Rat," sagte sie. „Der gute Thaler dauert mich. Aber bescheiden wie er ist, wird er freiwillig abdanken,

wenn er erfährt, wer um mein Kindchen wirbt. Da ist ein blaublütiger Magyar, der auf seinen Gütern soviel Schäfer hält, wie ein deutscher Grundherr Schafe besitzt; da ein Lord, ein Peer, welcher das Einhorn der Stuarts im Wappen führt; da — Mütter sind eitel, aber wenn Herzog Gebhart nicht in dich verliebt ist, will ich täglich einen Berg besteigen!"

Dem Beispiel wahrhaft guter Menschen kann eine junge Seele nicht widerstehen. So hatte auch Siegfried Macht über das Weltkind Gabriele erlangt. Ihr Herz blutete heute beim Lächeln der Mutter. Das war wieder die Jagd nach Truggebilden. Dahinaus gibt es kein Glück! Doch da half kein Widerspruch, keine Bitte. Und so blieb sie stumm.

„Hab ich mein Holdchen erschreckt," fuhr die Baronin nach einer Pause fort, „weil es schweigt? Ich sagte viel, und doch nicht zu viel. Denke darüber nach! Ja? Recht ernsthaft nach! Und jetzt schließe die Läden wieder und laß mich endlich, endlich schlafen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gabriele befand sich auf dem Wege zum Alpensee.

Der Unwille über die Mutter war tiefem Mitleid gewichen. Konnte dieselbe anders sein? Komtesse Ursule wurde für Verhältnisse erzogen, die nicht eintraten. Zu ihren persönlichen Enttäuschungen kamen Umwälzungen im Weltleben; eine Zeit brach an, für deren Fragen sie keine Wärme, für deren Pflichten sie kein Verständnis hatte. Ihre Idole waren längst gestürzt, aber sie blieben ihre Ideale. Den Reichen zu arm, den Armen zu reich, lebt sie unter Menschen, welche in ihrer Muttersprache reden, als Fremde, als Reisende; ihr Vaterland ist die Welt oder, richtiger, jeder Gasthof ist ihr Vaterland. Noch ist es Zeit für Gabriele, sich ein andres Schicksal zu schmieden. Dieser Weg, als sie ihn vorgestern ging, war der Weg zum Glück. Die Stimmen, die gestern lockten, sind Sirenenstimmen. Mißtraue ihnen! Bleib auf diesem Weg!

Gabriele legte die Hand aufs Herz. Es war ihr so wohl, wenn sie Siegfrieds gedachte. Ob er arm oder reich ist, fragt sie nicht mehr. Die Zeit des Schwärmens ist auch für sie gekommen. Er ist ihr Schutzengel. Soll sie dem Schicksal zürnen, daß er auch schön wie ein Engel ist?

So tiefst in Gedanken hatte sie den steilen Pfad zurückgelegt. Erst war sie wenigstens mit den Augen auf der Erde,

dann schritt sie immer schneller, immer leichtfüßiger dahin. Ihr Gang war Sehnsucht. Plötzlich sah sie zwischen Stämmen und Zweigen die Flut leuchten; nach wenigen Schritten lag der See, vom Morgenwind in glitzernde Wellchen gefurcht, vor ihr.

Aber sie sah nicht die Landschaft, sondern nur das Beiwerk, den einsamen Träumer, der auf einem Uferfelsen saß. „Siegfried!“ rief sie und legte all ihr Empfinden in das eine Wort. Es war ein Wonneschrei, der den Träumer in jedem Nerv traf. Er fuhr empor, und im nächsten Augenblick drückte er Gabriele an die Brust.

Wer kann die holde Thorheit, die Liebestrunkene stammeln, niederschreiben!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie wird mein Vater sich freuen!“ sagte er. „Er kennt dich aus meinen, aus Bergs Briefen. O, daß meine Mutter noch lebte! Sieh,“ fuhr er fort und zog einen Ring vom Finger, „dieser schlichte Reif, den die Verstorbene, Selige getragen, ist mein köstlichstes Kleinod. Trage ihn zur Erinnerung an diesen Morgen, an unser Verlöbnis! — Und heut, und heut erbitte ich dich von deiner Mutter!“

„Thu's nicht!“ fiel sie ihm rasch ins Wort. „Noch nicht!“

„Warum? Es soll keinen Tag mehr wie den gestrigen geben. O Gabriele, keine Trennung mehr!“

Gabriele blickte starr vor sich hin. Plötzlich umschlang sie ihn und flüsterte: „Nimm mich mit dir! Ich bin dein!“

„So komm zur Mutter!“

Sie ließ die Arme sinken. Er liebt sie und verzichtet auf das Recht der Leidenschaft?! Oder ist er so hochmütig, daß er durch sein bloßes Erscheinen zu siegen glaubt? Pfui, das war ein häßlicher Gedanke! Er sieht die Welt mit Künstleraugen, anders, schöner, als sie ist.

„Mama schläft noch,“ sagte sie lächelnd. „Und dann — ich muß es Ihnen bekennen: Wie Ihre Mutter sanft und nur gut gegen Sie und immer die ruhige schöne Seele war, ist meine Mutter launisch, jetzt die Zärtlichkeit selbst, jetzt hochfahrend und unbeugsam, mit einem Worte: unberechenbar!“

„Aber wenn sie von der Innigkeit unsrer Liebe sich überzeugt; sich überzeugt, daß wir miteinander glücklich werden?“

„Siegfried, Sie sind ein Kind. Meine Mutter steht heute unter dem Einfluß von Menschen, die nicht das geringste Verständnis für die Romantik der Liebe haben. Sie würde Fragen

an Sie richten, die Ihr Zartgefühl verletzen, Ihr Selbstgefühl empören würden. Denken Sie an das Bild!"

„Wenn sie mit dem Maler nicht zufrieden ist, hat sie recht. Unruhe des Herzens ist keine künstlerische Stimmung. Auch deshalb bitt' ich dich: Sei mein!"

„Ich bin's! Wir haben uns verlobt. Die böse Welt erfährt es immer noch früh genug."

„Was liegt mir an der Welt! Aber ich sehne mich nach dem Segen deiner Mutter."

Gabrieles Lippen zuckten. Der Segen ihrer Mutter! Mama segnend! Mein armer, guter Siegfried!

„Ich hatte es mir so schön gedacht," sagte er traurig. „Wieviel leichter würde mir die Abreise geworden sein!"

„Die Abreise!?"

„Ja, meine liebe Gabriele. Berg, der ebenso ungerecht wie du von der Baronin denkt, besteht darauf, daß ich mich mit meinem ganzen Mammon brüste. Wir verreisen auf einige Tage, um goldbeladen zurückzukehren. Von Ueberraschungen, die ich dir zugedacht, muß ich schweigen. Du liebst mich um meinetwillen. Aber die Welt — wie du sagst, eine böse Welt — soll erfahren, daß dir dein zukünftiger Gemahl, wennschon er kein Fürst ist, doch ein fürstliches Daheim bieten kann."

Gabriele war blaß geworden. Sie senkte die Augen, denn sie fürchtete für ihren Blick. „Ja," sagte sie mit verschleierter Stimme, „nicht meinethalben, aber um die Schlangenzungen verstummen zu machen, um die Zweifler und Verleumder zu demütigen! — Wann bist du zurück? Ich bitte dich, bald!"

Er schlang zur Antwort die Arme um sie, und sie erwiderte leidenschaftlich seine Küsse. Dann entriß sie sich und sagte rauh: „Scheiden wir!"

„Sei es denn; zum letztenmal! In wenigen Tagen bin ich wieder zurück und dann —!"

Kaum merklich nickte sie, aber ihn versetzte sie damit in den Himmel. Er drückte stürmisch ihre Hände. „Mein geliebtes Mädchen! Meine Braut! Ich bin unsäglich glücklich!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Siegfried im Walde verschwunden war, setzte sich Gabriele müde auf einen Baumstrunk. Welche Stürme hatten in dieser Viertelstunde ihr Inneres durchtobt, und sie hatte gefaßt scheinen müssen; erst mit ihrem heißen Hauch die Leiden-

schaft und dann — — „Goldbeladen,“ flüsterte sie, „goldbeladen!“

Das Kästchen mit den Silbergulden im Innsbrucker Gabentempel tauchte vor ihr auf, aber aus den Gulden sind Dukaten geworden; sie sieht's zum Greifen deutlich — es wächst, quillt über von Gold — es ist unerschöpflich, unergründlich. Endlich, endlich wühlt sie in Gold!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Gabriele heimkehrte, fand sie Gesellschaft in der Laube. Gräfin Claudine lag in einem Gartenstuhl, im Auge Thränen, die Nase gerötet. Eine rote Nase war bei der schönen Frau das sichere Zeichen gemütlicher Aufregung. Doktor Pittertschatscher, im Schlafrock, stand mit einem Riechfläschchen neben ihr; auch Burgi war da, doch offenbar ohne alles Mitgefühl für den Zustand der Gräfin. Eingangs der Laube hielt der Mohr den Lieblingshund des Generals an der Kette. Die gewaltige Dogge lag auf der Erde, leckte jetzt die Vorderpranken, knapperte jetzt mit der Schnauze an seinem Rücken, gähnte — kurz, gebärdete sich wie der harmloseste Köter, den es geben kann.

„Treten Sie nur herein, Gabriele,“ sagte die Gräfin, „Pronto kennt Sie; Pronto ist gegen Damen immer artig.“

„Eine niederträchtige Bestie ist er,“ rief zornig Burgi; „denken Sie, Fräulein Gabriele, der Pronto hat Herrn Siegfried angefallen.“

Es wurde Gabriele schwarz vor den Augen; sie konnte keinen Schritt weiter, sie mußte sich an den Pfosten lehnen.

„Ruhig, ruhig, Fräulein Baroneß,“ beschwichtigte sie der Arzt; „der Pronto ist halt ein Hund, aber unser Siegfried hat ihm den Herrn gezeigt!“

„Schweigen Sie, Burgi!“ kreischte die Gräfin und schlug mit dem Taschentuch in die Luft; „und Sie wissen auch nichts, Doktor! Mit größerem Recht könnte ich sagen: der fürchterliche Mensch fiel meinen Pronto an — Gabriele, Sie zittern ja! — Für ihn? — Beruhigen Sie sich! Wenn ihm nicht vom Kaffee der Hirschenwirtin übel ist, ist er heil und munter!“ Die gute Gräfin war im Zorn derb wie ein Feldwebel. „Ben, Trottel,“ schrie sie den Mohren an; „siehst nicht, daß die Baroneß sich fürchtet?! Führ den Hund nach Haus!“

Pronto gehorchte dem Mohren, der wenig Vertrauen zur Dogge zeigte, wider Erwarten willig. Als dieselbe neben Ben ging, reichte sie ihm bis an den Gürtel. Ben machte die

Gartenthür auf, und Pronto schritt wie ein großer Herr am Diener vorbei auf die Straße.

„Jetzt setzen Sie sich, Gabriele! — Lieber Doktor, empfangen Sie morgens immer im Schlafrock?“

„Erlauben Sie, Gnädigste, es kommen nicht alle Tage schon in aller Früh Gräfinnen zu mir! Da sitze ich und rauche meine Morgenpfeife, als die Frau Gräfin in die Laube stürzen —“

„Still!“ fiel ihm Claudine in die Rede. „Ueberlassen Sie mir die Aufklärung! Bei der Hauptsache waren Sie nicht dabei, und da ich mich jetzt wohler fühle, sage ich Ihnen vorläufig schönen Dank für Ihren guten Willen und auf Wiedersehen! Der Fürst verreist heut nach München. Wenn er wiederkommt, werden Sie eine Einladung zu uns erhalten.“

„Sehr verbunden, Frau Gräfin, aber daß Sie mir den Schlafrock vorwerfen —“

„Mein Gott, wer wird denn alles gleich übelnehmen! Sie alter Brummbrumm, da!“ Sie gab ihm ihre Linke zu küssen und wischte sie dann heimlich mit dem Tuch in ihrer Rechten ab. „Lieber Doktor, vergessen Sie Ihre Nichte nicht!“ sagte sie hochmütig.

Burgi schüttelte die Faust dem abziehenden Pronto nach. „Umbringen soll man das Vieh!“ meinte Burgi.

„Pronto ist kein Vieh!“ fuhr die Gräfin auf. „Und haben Sie gehört, Doktor? Umbringen will sie unsern Pronto! Ich werde mir das merken, Jungfer Burgi. Gehen Sie! Sie sind unausstehlich!“

Onkel und Nichte zogen sich zurück.

„Sind Sie jetzt beruhigt, meine liebe Gabriele?“

„Ja, obzwar ich immer noch nicht weiß —“

„Glauben Sie mir, die ganze Geschichte war den Schreck nicht wert. — Auf dem Lande bin ich gewöhnlich die erste auf. Da Pronto gestern daheim bleiben mußte, nahm ich ihn heut mit mir. Er ist im Dorf wie unser Mohr gekannt. Trotzdem ließ ich ihn an der Kette führen. Im Vorbeigehen hier erfuhr ich von der Zillerthalerin, daß meine Baroneß schon ausgeflogen sei. Ich begebe mich zur ‚schönen Aussicht‘, setze mich droben auf die Bank und halte dem Mohrl, den ich wegen eines Techtelmechtels mit meiner Kammerjungfer in Verdacht habe, eine Tugendpredigt. Da merk ich, daß Pronto die Ohren spitzt und die Wand uns gegenüber nicht aus den Augen läßt. Und jetzt knackt und raschelt es hoch oben in den Stauden, und Steine kollern. Mein Pronto knurrt. Als-

bald erscheint ein Mann, ein Herr auf der Platte, die wir Kinder das Kanzele nannten, sieht sich den Platz unten an und bums! springt er auf den Steig hinab, der an die zehn Fuß tiefer liegt. Meinem Pronto sträubt sich das Haar, er heult, ist kaum noch zu halten. ‚Retten Sie sich!‘ ruf ich dem Fremden auf französisch zu.“

„Warum französisch?“

„Das weiß ich nicht. Kurzum, ich schrie. Aber — versteht er nicht französisch oder hörte er mich nicht, er stieg, nicht eilig, aber stät bergab. Eben denk ich, daß es der Peruaner sei, da — Jesus Maria! — ist der Hund los und Ben auf dem Boden; los der Hund und bergan! Die Kniee wankten mir — ich schloß die Augen. Pronto hat nämlich in einem ähnlichen Fall — reden wir nicht davon! — Jetzt wird er ihn packen, überläuft's mich, jetzt der Unglückliche den ersten Schrei thun! — Aber wer aufheulte, genau wie ein geschlagener Hund aufheulte, war mein Pronto. Ich mache schnell die Augen auf und sehe, wie der Hund, mit eingezogenem Schweif, vor dem Stock, vor dem Blick, vor dem Grenadierschritt des jungen Menschen Reißaus gegen uns zu nimmt! ‚Rasch an die Kette!‘ ruf ich dem Mohrl zu. ‚Wird nicht mehr nötig sein,‘ meint Ben, ‚hat ihm einen furchtbaren Schlag über Schnauze gegeben, dieser Davigoliath!‘ — Inzwischen ist der Fremde unten angelangt. Er zieht artig den Hut vor mir und geht dann kaltblütig auf Pronto los, der sich an den Mohren drückt, als ob er in ihn hineinschlüpfen wolle. Und denken Sie, er legt die Hand so auf Prontos Schädel, auf unsern wilden Pronto, und die Bestie knurrt nicht, schnappt nicht, sondern wedelt mit dem Schweif!

„‚Es ist zum erstenmal, daß ich einen Hund schlagen mußte,‘ wandte sich der Fremde an mich — ‚ein gewaltiges, ein schönes Tier,‘ sagte er dann und streichelte Pronto. ‚Aber im großen Ganzen sind alle Doggen feig.‘ Unser Pronto feig! Eine solche Unverschämtheit! Aber ich fand keine Antwort, der Schreck steckte mir noch in allen Gliedern! Und da lüpft er nochmals den Hut und geht; springt hinunter, wieder auf dem steilsten Weg, als ob er in unsern Bergen zu Hause wär! — ‚Ben! Esel!‘ sag ich, ‚karbatsch das feige Tier!‘ Darüber macht der Schwarze ein so dummes Gesicht, daß ich lachen muß. Und hernach begann ich zu weinen. Und so unter Lachen und Weinen, wie bedußelt kam ich hier in der Laube, beim Doktor an!“

Gabriele atmete auf. Wie wohlig ihr jetzt war! Sie sah

ins rotbraune Weinlaub und erinnerte sich, mit welcher Trauer sie im vergangenen Jahr die Laube sich verfärben sah. Heute bangt ihr vor den Stürmen des Herbstes nicht mehr! Siegfried kehrt golbbeladen zurück.

„Aber nun sagen Sie mir, liebes Kind, wo waren denn Sie?"

„Ich? Im Klostergarten."

Gabriele log, doch über die Lüge rot wurde die Gräfin. Indes hütete sie sich, ihre Meinung zu sagen. „Da sieht es wohl schon traurig aus?" fragte sie unschuldig.

„O, es geht an."

„Wo mag der Maler hergekommen sein?"

„Wenn er zur ‚schönen Aussicht' von oben kam, wahrscheinlich vom See."

„Lachen würd' ich, wenn's der Maler gar nicht gewesen wär!"

„Auch möglich; es kommen viele Fremde nach Lichtenthal —"

„Dann würde mein Gabrielchen umsonst gezittert haben."

„Wer's immer war, seine Lage war schrecklich."

Ist die gerieben! dachte die Gräfin und ging auf einen andern Gegenstand über. „Wann steht die Baronin auf?"

„Befehlen Sie, daß ich Mama wecke?"

„Bewahre! Sorgen Sie nur, daß Mama nicht das Stelldichein verschläft. Punkt zehn Uhr im Schloß! Nach dem Frühstück geben wir alle unsern Reisenden das Geleit bis zur Bahn. Heut kutschier ich!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Fürst Agathon ging vor dem Schlosse auf und ab, nicht in rosiger Laune, wie die Schwester an seinem Gruß, an seiner Miene merkte.

„Was war das mit eurem Pronto wieder?" begann er. „Unangenehme Geschichten!"

„Hat der Ben schon geplauscht?"

„Freilich plauschte er! In dem Punkt taugt der schwarze Sklave nicht mehr als der weiße. Laßt die Bestie totschießen — ich meine Pronto, nicht den Mohren."

„Du bist grausam. Er hat ihm ja nichts gethan."

„Weil er seinen Herrn an ihm fand. Im übrigen hätte ich dem exotischen Maler einen Denkzettel gegönnt." Agathon that mit dem Reitstock einen Lufthieb. „Doch, da die Herren ohnehin ihr Bündel schnüren, war's besser so."

„Der Maler reist ab?" rief überrascht Claudine.

„Ja, ihre Koffer sind gepackt, ihre Rechnungen bezahlt."

„Darum war Gabriele so früh aus den Federn! Sie nahm Abschied."

„Glaubst du?"

„Ich bin davon überzeugt. Sie hat von jeher mit dem ersten besten Abenteurer angeknüpft."

„Mit dem ersten besten Abenteurer wohl nicht, wenigstens früher nicht."

„Nach und nach kommt man herab."

„Ich weiß, daß du Gabriele nicht magst. Doch vergiß nicht, daß sie mir jetzt nützlich sein kann."

„Erst war sie dir gefährlich, jetzt ist sie dir nützlich. Ich höre das eine so ungern wie das andre."

„Der Eindruck, den sie auf den Herzog gemacht hat, kann dir nicht entgangen sein. Durch sie kann ich meine Stellung, die mehr erschüttert ist, als du glaubst, behaupten — nur noch durch sie."

„Aber, Agathon, ist denn deine Stellung wirklich so beneidenswert?"

Er hielt jach im Gange ein. „Beneidenswert! Ja, kennst du ihn noch immer nicht?"

Claudine warf einen unruhigen Blick auf die Schloßfenster.

„Ist der Herzog daheim?"

„Er ging mit Telegy auf die Birsch. Sei unbesorgt! Auf meinem Grund und Boden weiß ich genau, wie laut ich sprechen darf."

Dennoch sprach er fortan leiser, auch ruhiger. „Abgesehen davon, daß die Einkünfte meines Fürstentums zur Not für meinen Cigarrenbedarf hinreichen, habe ich Verpflichtungen übernommen, heilige Verpflichtungen. Ich stand mit meiner Ehre für den Herzog ein."

„Ich weiß, was du meinst. Doch diese Versöhnung ist dir ja gelungen, die Thronfolge dem verwandten Hofe gesichert —"

„Du sprichst im halbamtlichen Zeitungsstil! In Wahrheit sind wir noch lange nicht so weit. Ach, du kennst ihn nicht! Du kennst ihn nicht! Er ist im stande, in der zwölften Stunde mit denjenigen sich zu verbünden, welche das Aufgehen des Herzogtums im mächtigen Nachbarstaat wünschen. Unter den Ständen würde er kaum ein Dutzend zu Gegnern haben, unter seinen Räten nur mich. Ein Fürst vermag ohne das Volk sehr viel, mit dem Volk alles!"

„Auf seiten der Verwandten aber ist das Recht."

Agathon zuckte die Schultern. „Vorläufig können sie von Glück sagen, daß der Großstaat für die geheimen Wünsche Gebharts so wenig Verständnis oder Entgegenkommen zeigt. Ihm liegt nichts an der Macht, alles am Glanze. Wer ihm die Mittel gewährt, den zu entfalten, mag regieren, ob er sein Vetter ist oder nicht. Im Grunde bin ich der gleichen Ansicht. Deshalb halte ich zu denjenigen, von welchen ich mir Gewinn verspreche. Das sind die Verwandten des Herzogs."

Claudine blickte ihm besorgt in die Augen, aber er vermied ihren Blick. „Ist dein Spiel nicht gefährlich?"

„Vielleicht habe ich mich fester gebunden, als ich sollte. Ich war mir seiner Gunst so sicher. Und in seiner Gunst — wohin würd' ich ihn nicht geführt haben! Nun sind wir einer des andern müde — der Unterschied ist nur, daß er mir notwendiger ist, als ich ihm. Sonst —! ‚Zu Hof altet man selten,' sagte unser hochseliger Papa — allerdings bevor er den Fürstentitel bekam. Heute sitzt Gabriele in meinem Sessel; wenn also Gabriele unser ist, ist auch der Herzog unser."

„Ja, wenn! Vorläufig hat sie weder dich noch mich in ihr Herz geschlossen."

„Wer die Absicht zeigt, mir dienen zu wollen, ist unmöglich mehr mein Feind. Zeigen wir ihr diese Absicht! Gabriele ist eitel, vielleicht sogar ehrgeizig."

„Glaubst du an eine Heirat?"

Er antwortete wider seine Gewohnheit rasch, lebhaft: „Nein. So wankelmütig Gebhart ist, seinen Entschluß, Witwer zu bleiben, wird er nicht ändern. Empfindelei, Einbildung und Aberglaube befestigen ihn darin. Er wird wahrscheinlich noch geraume Zeit für Gabriele schwärmen; aber er wird sie bestimmt niemals heiraten. Um so besser!"

„Warum um so besser?"

„Ja, siehst du, liebe Claudine, das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, macht nicht immer glücklich. Manchmal, nein, oft beklag' ich es, meiner Schwäche für dieses Mädchen nicht unterlegen zu sein."

„Aber, Agathon, ich bitte dich! Was für eine Last hättest du dir aufgeladen! Graut dir denn nicht vor dieser verschämten Armut? Das hat den Braten auf Borg und das Gemüs geschenkt; das muß je nach den Umständen großthun oder sich klein machen, dem Herrn Meier die Hand drücken und zur Madame Meier gnädige Frau sagen! Sahst du den Aufzug von Mama und Tochter gestern nicht genauer an? Das war

wieder aus zwanzig Schiebladen und Schachteln zusammengerafft."

„Gabriele sieht immer gut aus."

„Ja, doch unsereins merkt die Mühe, die es ihr macht, so auszuschauen. Eigentlich war ihr der Maler zu gönnen, wenn er wirklich so reich ist, wie man sagt."

„Erstens glaube ich nicht an den Reichtum. Und dann: Es bleibt dabei, die Baronin geht wieder nach Amalienstadt."

Sie hing sich jetzt an seinen Arm. „Du, Agathon, was macht ihr denn in München?"

„Das wissen die Götter! Er wird alte Bilder kaufen, das heißt, neue Schulden machen. Ach, Claudine, was bist du glücklich!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Einspänner brachte die Gäste des Hirschenwirts zur Bahn; sie kamen in Waldegg eine Viertelstunde später als Herzog Gebhart und sein Geleite an.

Die Bahnhalle war für jedermann, der nicht zur vornehmen Gesellschaft gehörte, gesperrt, Reisenden und Neugierigen nur der Wartesaal zugänglich. Bahnamtsvorstand Wenzel Grünschnabel, ein heißblütiger alter Herr mit einer Weinnase und einem Bierbauch, hielt am Eingang zur Halle Wache. Der herzogliche Hausorden zweiter Klasse an seinem Dienstrock rechtfertigte, der Wunsch nach dem Kreuz erster Klasse stachelte seinen Eifer für Seiner Hoheit Bequemlichkeit. Der Saal, zugleich Warteraum und Wirtschaft, war überfüllt. Die Waldegger Gesellschaft hatte sich beinah vollzählig eingefunden; man genoß zum Kaffee das Vergnügen, durch Thür und Fenster die Herrschaften, den Herzog mit Claudine, die Baronin mit dem General, Gabriele mit dem Schwarm der übrigen Herren erscheinen, verschwinden und wiederkommen zu sehen.

Während Berg das Abladen seiner unentbehrlichen Koffer überwachte, wollte Siegfried in die Nähe der Geliebten, allein Grünschnabel wies ihn zurück. Er zeigte seine Fahrkarte. Grünschnabel sagte: „Warten!" Ein kleiner Wortwechsel entspann sich. Das rote Gesicht des Bahnamtsvorstandes wurde blau. „Ja, wer sind denn Sie?" rief er zuletzt. „Ich bin der kaiserlich königliche Hauptmann außer Dienst und Bahnamtsvorstand Wenzel Grünschnabel. Wenn allerhöchste und höchste Herrschaften meinen Bahnhof beehren, sperre ich ihn für das gewöhnliche Publikum bis zur Ankunft des Zuges ab. So hielt ich es in meiner zwanzigjährigen Dienstzeit

als Beamter. Wenn Sie dagegen sind, so bitten Sie mich um das Beschwerdebuch."

„Warum so böse, lieber Grünschnabel?" redete ihn der Herzog an, der in diesem Augenblick näher kam. „Ah, Herr von Thaler! Sehr erfreut. Verreisen Sie auch? Gut Freund, lieber Hauptmann, gut Freund!"

Hauptmann! Das hörte der Alte gar zu gern. „Ja, wenn der Herr ein Bekannter Eurer Hoheit ist, bitt ich um Entschuldigung. Der Herr tritt ein!"

Da der Herzog stehen blieb, hielten auch die andren im Gange inne. Die Generalin sah den jungen Mann von oben herab an, obwohl er größer war als sie, die Baronin fand das Betragen Siegfrieds zudringlich und Fürst Agathon die Allerweltsfreundlichkeit seines Gebieters abgeschmackt. Gabriele blickte erst verlegen auf ihren Fächer und machte dann ihre Madonnenaugen.

„Was für ein schöner Mann!" sagte der Engländer in seiner Muttersprache. „Das ist ja der Maler," sprach Telegy, „scheint mir ein hochmütiger Bursch zu sein."

„Gestatten Sie, Gräfin," wandte sich der Herzog an Claudine, „Ihnen Herrn Thaler vorzustellen, er ist Künstler und aus Peru, also doppelt interessant."

„O, wir machten schon heute morgen Bekanntschaft," erwiderte kühl Claudine. „Haben Sie sich von Ihrem Schreck erholt?"

„Von welchem Schreck, gnädige Frau?"

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Sie nicht erschrocken sind? Erlauben Sie mir —"

Agathon hatte sich mit finstrer Miene neben seine Schwester gestellt, aber Grünschnabel machte dem Gespräch ein Ende, indem er mit militärischem Gruße näher trat und sagte: „Eure Hoheit gestatten mir, gehorsamst zu melden, daß der Zug in die Halle fährt."

Als der Zug in der Halle hielt, war das Gedränge stärker, der Lärm lauter als gewöhnlich. Die endlich aus dem Wartesaal Entlassenen stürmten in die Halle zu den Wagen. Sogar die Gruppe um den hohen Herrn wurde gesprengt, aber eben die allgemeine Verwirrung brachte die Liebenden zusammen. Sie drückten sich die Hand und sagten sich lebewohl und wieder lebewohl, bis Herr von Berg dazwischen trat und Siegfried mit sich fortzog. Denn schon fiel Thür auf Thür ins Schloß, schon that die Glocke die letzten Schläge; dem „Fertig!" des Zugführers antwortete die Dampfpfeife, und der Zug

setzte sich in Bewegung. Der Herzog winkte aus einem Salonwagen den zurückbleibenden Bekannten; Claudine und die Baronin wedelten mit dem Taschentuch; die Herren zogen die Hüte.

„Sie sind doch nicht böse, daß ich eine Fahrkarte zweiter Klasse genommen habe?“ sagte Berg zu Siegfried, da sie auf die letzten freien Plätze unsanft niedersanken. „Ich dachte: opfern wir heute noch unsre Bequemlichkeit, damit die Rückkehr ein vollkommner Triumphzug sei! Oder wollten Sie allein sein?“

„Aber, lieber Berg, es ist mir gleichgültig, ob wir zweiter oder dritter Klasse fahren, und eine kunterbunte Gesellschaft stört mich durchaus nicht.“

„Wo ist der Maler hingekommen?“ fragte der Herzog seinen Begleiter, indem er vom Fenster zurücktrat. „Die Herren konnten bis München mit uns fahren.“ — Agathon schwieg. — „Erinnern Sie sich, lieber Fürst,“ fuhr der andre fort, „wenn wir wieder in Ihrem schönen Lichtenthal sind, erinnern Sie sich, daß ich beide zur ersten größeren Tafel eingeladen habe.“ Agathon verneigte sich. Der Herzog warf bei einer Bahnkrümmung einen letzten Blick auf Waldegg und die ragende Feste.

„Hat die Festung immer noch keinen Käufer?“ fragte er.

„Nein, Hoheit. Wer wäre auch der Narr, für den Trümmerhaufen Geld auszugeben!“

„Wenn ich Geld genug hätte, i c h, lieber Agathon.“

Für Gabrieles Mutter war der scheidende Herzog die Hauptperson auf dem Bahnhof gewesen. Von ihm vor dem Waldegger Publikum huldvoll verabschiedet, mit einem Handkuß ausgezeichnet zu werden — welche Glückseligkeit! Zwar schob man auch sie im Gedränge hin und her, allein sie flatterte immer wieder zu Ihm, sah und hörte nur Ihn. Die Gräfin dagegen hatte Gabriele im Auge behalten und so war ihr das kurze, aber zärtliche Geflüster des Paares nicht entgangen. Sie war darüber verstimmt. Als man beim Schloß anlangte, nötigte sie die Freundinnen nicht zum Bleiben, sammelte die Herren gebieterisch um sich; Mutter und Tochter mußten die Strecke bis zu ihrer Wohnung zu Fuße und ohne Begleitung zurücklegen. Das machte hinwieder die Baronin verdrießlich. „Du warst ja wie in den Erdboden verschwunden,“ begann sie unterwegs. „Ich fürchte, du hast dich von Seiner Hoheit gar nicht verabschiedet?“

„Das Gedränge war plötzlich so groß, ich befand mich mit eins weitab, und da ging auch schon der Zug und ich konnte nur noch mit dem Tuch winken.“

„Wenn ich recht sah, saßen Herr von Berg und der Maler in einem Coupé zweiter Klasse.“

„Warum sagst du jetzt immer so verächtlich ‚der Maler‘? Du weißt sehr gut, daß Siegfried nur aus Liebhaberei malt.“

„Herr Thaler malt, also ist er ein Maler. Wie soll ich wissen, ob er es nötig hat, oder nicht? Von seinen Reichtümern hörte ich wohl sprechen, sah aber keine Beweise. Rothschilds fahren niemals zweiter Klasse. Auch machten sie keinen Abschiedsbesuch. So gehen Menschen ohne Erziehung!“

„Erwartest du auf Beleidigungen Höflichkeiten? Der Beweis guter Erziehung ist jetzt an uns! Hoffentlich sehen wir sie wieder.“

„Hoffentlich sehen wir sie niemals wieder. Sie begriffen die Lage und zogen sich zurück.“

Wiederum ließ Gabriele ihrer Mutter das letzte Wort. Warum soll man nach Eldorado nicht auch zweiter Klasse fahren können? Wer bei der ersten Million spart, wird bald die zweite verdienen. Aber ein Stachel blieb in ihrem Herzen.

Dem Arzt, der in der Laube saß, wurde die Abreise seiner Freunde von der Baronin sofort verkündigt. „Sie sind fort,“ erwiderte er und blies den Rauch aus der Pfeife, „aber sie kommen wieder.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Ei freilich, denn unter uns: Herr Siegfried bevollmächtigte mich, die Lahneralm für ihn zu kaufen!“

Die Baronin blieb ein Weilchen lang sprachlos, dann zuckte sie die Schultern. „Eine Alm.“

„Und was für eine Alm! Sie wird teuer sein, aber hier sitzen die Musikanten!“ Er klopfte bedeutsam an seine Brusttasche.

Auch Gabriele war erstaunt. Bald wurde sie beunruhigt. Zwar ist der Kauf einer Alm eine wunderliche Laune, doch auch eine neue Bürgschaft für die Rückkunft. Immerhin: warum kauft er eine Alm? Er wird doch nicht an das Glück in einer Almhütte glauben?

Und es kam eine schwere Zeit für Gabriele. Sehnsucht und Zweifel quälten sie. Sie ging tags wie im Schlafe umher und war schlaflos in den Nächten.

*　　*
*

Alsbald nach ihrer Rückkehr wurden Berg und Siegfried durch einen fürstlichen Leibjäger zur Tafel geladen. „Im Frack mit weißer Binde,“ setzte derselbe gleichsam als Schnörkel hinzu. Und nun saßen beide an einem trüben, windigen

Nachmittag im Eßsaal des Schlosses, doch nicht wie sonst traut einander gegenüber, sondern durch Standesunterschiede und Rangstufen weit voneinander getrennt. Berg oben bei den Adligen, Siegfried, der Aermste ohne Rang und Titel, als der letzte unten zwischen Grünschnabel und Pittertschatscher. Denn auch Standespersonen aus Waldegg und Lichtenthal waren zugegen, die adligen darunter mit ihren Frauen. Sämtliche Herren, mit Ausnahme des Lords und Siegfrieds, trugen Orden oder wenigstens eine Medaille. Der kluge Berg hatte dergleichen Schmuckwaren auf seinen Reisen gesammelt, spanische, brasilianische, türkische und persische. Die Damen erschienen in ausgeschnittenen Kleidern.

Bei der Vorstellung im Empfangszimmer sah Siegfried die Freifrau und ihre Tochter seit seiner Rückkehr zum erstenmal. Er hatte dem Rat, den Bitten Bergs nachgegeben, eine Begegnung vermieden, sich ganz den Geschäften gewidmet, die ihn nach der Reise in Waldegg erwarteten. Gabriele war gemäß dem Rechte der Jugend sehr einfach gekleidet; ihr einziger Schmuck ein goldner Kamm in Form einer Schlange im gewellten Scheitelhaar. Gräfin Claudine fand, daß der Kamm Talmigold und die Haartracht zigeunerisch sei. Siegfrieds Urteil lautete natürlich ganz anders. Wie schön, wie himmlisch schön ist sie! Aber warum so blaß? Er wußte nicht, wie sehr die Sehnsucht ihn selbst verändert hatte. Seine Züge waren spitz, seine Augen von seltsamem Glanz.

„Die Herrschaften kennen sich,“ hatte Agathon gesagt.

Als Siegfried nach der Verneigung sich wieder aufrichtete, würde er zu gern Gabriele die Hand gedrückt, seiner Freude Worte verliehen haben, allein da standen links die Baronin und rechts die Gräfin, und blickten auf ihn wie der Staatsanwalt auf einen Missethäter. Und schon setzte der Fürst die Vorstellungen weiter fort: „Herr Bezirksrichter Kleemann — Herr von Berg; Herr Thaler — Herr Bezirksrichter Kleemann.“

Währenddem waren die Neulinge der Gegenstand jeder Unterhaltung, das Ziel aller Blicke. Herzog Gebhart stand mit dem General — dieser im Waffenrock, beide mit funkelnden Sternen auf der Brust — im Erker. „Ihr Schwager, der Fürst, hat eine Abneigung gegen den Maler.“

„Glauben Hoheit?“

„Ich weiß es. Er thut ihm unrecht. Der junge Mann ist harmlos. Dagegen mißtraue ich seinem Gefährten. Dieser Herr von Berg hat ein unbequemes Lächeln. Ich fürchte, er

gehört einer geheimen Umsturzgesellschaft an und beutet den reichen Thoren für deren Zwecke aus."

„Sind denn ihre Papiere in Ordnung?"

„Aber, mein General! Glücklicherweise, sage ich im Gegensatz zu meinen Thronvettern, glücklicherweise ist man heutzutage von dergleichen Plackereien, die doch nicht Achtundvierzig verhinderten, befreit. Fragt man Sie auf Ihren Reisen nach Paß und so weiter?"

„Mit Erlaubnis, Eure Hoheit, ich reise mit Frau und Kindern und — hm — mit sehr viel Gepäck und großer Dienerschaft — das ist Ausweis genug. Auch trage ich stets meine Photographie, mich in Generalsuniform, bei mir."

„Ereifern Sie sich nicht, mein Lieber, ich ziehe ja keinen Vergleich zwischen Ihnen und diesen immerhin dunklen Existenzen. Im Grunde bereue ich es, Ihren Schwager zu dieser Einladung genötigt zu haben. Das bewußte Bild soll, wie mir die Gräfin versichert, abscheulich sein. Eine Schönheit wie Baroneß Gabriele schlecht zu malen! Das verdient Spießruten!"

„Ganz mit Eurer Hoheit einverstanden. Als braver Ehemann halte ich natürlich meine Frau für die schönste aller Frauen, aber, morbleu, man hat doch Augen!"

„Ah, neben der Gräfin freilich kann die Baroneß nicht bestehen. Ihr fehlt die Hoheit."

„Mir aus der Seele gesprochen! Keine majestätische, mehr eine sinnliche Schönheit, die Baroneß."

„Nun, lieber Fürst, die Vorstellung überstanden?"

„Er ist nicht reich, Hoheit," sagte Agathon, der zu den beiden trat, mit der Miene eines Fauns, „sicherlich nicht, denn er wurde rot. Geld haben und schüchtern sein, verträgt sich nicht."

„Sagen Sie mir, in welchem Verhältnis steht denn eigentlich Herr von Berg zu diesem Genie aus Peru? Zum Zögling ist der Bursche zu alt, zum Kameraden zu jung." So fragte Rittmeister von Kranzow, hager, semmelblond, als brustleidend beurlaubt. Er war mit mehreren jüngeren Herren in ein Nebenzimmer getreten, das, weil es das lebensgroße Bildnis Herzog Gebharts enthielt, das Herzogszimmer hieß.

„Farbenreiber," sagte ein kleiner Mann mit großem Monocle.

„Lassen Sie das nicht ihn hören! Der alte Seefahrer schießt ausgezeichnet. Da trete ich gestern abend zufällig in den Hirschengarten —"

„Moidei!" riefen die andern einstimmig.

„Meinethalben wegen Moideis," versetzte Kranzow und strich seinen Schnurrbart. „Verdammt guter Schlag, diese Lichtenthalerinnen! Und doch nicht wegen Moideis, sondern weil es im Garten knallte, und wo ich knallen höre — Na also, ich trete ein und treffe die beiden Berühmten oder Berüchtigten auf der Kegelbahn, die sie als Schießstand benutzen. Die Entfernung war zwar nicht groß, aber die Waffe, ein Derringer, eine verdammt unsichere, das Licht schon sehr müde, die Scheibe die Neune einer bayerischen Tarockkarte. Berg schoß sehr gut, aber der Junge vollends zum Küssen; von einer Laub-Neune — angesagt — die ersten vier hinauf, die andern herunter — bum, bum, bum — und zuletzt das oberste Laub!"

„Aber, Rittmeister," warf Herr von Telegy ein, „mit Revolver weiß jeder Amerikaner Bescheid. Gib ihm rechtschaffenes Jagdflintel in die Hand und Fuchs vor ihn! Ich halte Tausender gegen Guldenzettel, daß er nichts trifft!"

„Lassen wir das dahingestellt, jedenfalls birscht er auf fremdem Grund und Boden. Gabrielen sind nicht für ihn gewachsen! . . ."

„Also das ist der Indianer?" sagte die Frau Majorin von Bohusz zur Gemahlin des Waldegger Bezirkshauptmanns Cavaliere di Collini. „Finden Sie ihn so hübsch? Ich dachte mir ihn blond."

„Wenn er aus Peru kommt!"

„Aber er spricht ja deutsch beinah so gut wie ein Prager!"

„Sehen Sie ihn heut zum erstenmal?"

„Ja, wissen Sie unser neuestes Mißgeschick mit dem Kindermädchen nicht? Wann kann ich aus dem Hause! Er soll sehr reich sein?"

„Es scheint so," erwiderte Frau von Collini, gebürtig aus Schwaz. „Seit vorgestern laufen er und sein Freund meinem Mann das Haus ein. Und der Notar war ein paarmal auch dabei."

„O, beim Major waren sie auch. Aber vom Major erfahre ich am letzten etwas."

„Ich glaube, sie bauen eine Fabrik."

„Das würde sehr lästig sein. Wie finden Sie heute die Baronin? In ihrem Alter noch so tief ausgeschnitten zu gehen! Skandal!"

„Und diese Puderverschwendung und — Da! sie fühlt, daß wir von ihr sprechen, sie kommt! Ja, meine liebe gute Frau Baronin, wie geht's Ihnen denn?"

„Teuerste Baronin, eine Ewigkeit —"

Leider hatten sie nicht Zeit, viele Artigkeiten zu wechseln, denn die Flügelthür zum Speisesaal wurde geöffnet.

Bei Tische nahmen schwerfällige Silbervasen, geschmacklose Blumensträuße und unruhige Nachbarn unserm Freunde die Aussicht auf die Geliebte.

„Waren Sie schon bei einer fürstlichen Tafel?“ fragte der geschwätzige Grünschnabel.

„Nein.“

„Dann müssen Sie sich dazu halten, wenn Sie nicht hungrig aufstehen wollen. Die Herrschaften sind gewohnt, schnell zu essen. Wuppdich, nimmt man Ihnen den Teller fort! Ich mache Sie auf den Flaschenwein aufmerksam, der zu den Forellen gegeben wird. Ich kenne nämlich die Speisen- und Weinordnung der fürstlichen Tafel auswendig. Passen Sie auf, jetzt kommen Forellen! Was sagst du, Doktor? Du speisest ja auch zuweilen bei Seiner Durchlaucht!“

Aber Pittertschatscher antwortete nur mit einem Zucken der buschigen Augenbrauen. Wenn er seinen Frack, der ihm seit zehn Jahren zu eng war, und das silberne Verdienstkreuz anlegte, wurde er still und feierlich, er redete ungern und trank mit Vorsicht. Es gähnte links und rechts von ihm ein Abgrund, der heute sogar seinen Liebling Siegfried verschlang. Er wußte und dachte, hoffte und fürchtete nur das e i n e: Seine Hoheit wird das Wort an mich richten.

„Kennen Sie den General näher?“ fuhr Grünschnabel fort. „Nein? Alter Regimentskamerad von mir — wir standen als Lieutenants zusammen beim Regiment 27. Wenn ich Esel nicht den Abschied genommen hätte, wär' ich heute, was er ist. — Mit den Schlerns sind Sie, wie ich hörte, näher bekannt? Sehr nette Damen, leider ohne Vermögen. — Sagt ich's nicht? Da kommen die Forellen!“

Oben war die Unterhaltung allgemeiner, lebhafter, wenn auch der Herzog das Wort führte. Man sprach von Pferden — für Kenner ein unerschöpflicher Unterhaltungsstoff. Herr von Telegy wurde dabei — fast könnte man sagen — geistreich, Gräfin Claudine feurig. Aber ihre gute Laune nahm ein jähes Ende.

„Ich beglückwünsche Sie,“ wandte sich der Lord an Herrn von Berg, „beglückwünsche Sie zu den herrlichen Tieren, die mit dem heutigen Frühzug für Sie ankamen! Ich war zufällig auf dem Bahnhof. O! Ich bedauerte zum erstenmal mein unstätes Wanderleben und beneidete Sie!“

„Mylord,“ erwiderte Berg, „die Pferde sind, wie Sie

sagen, herrlich, nur sind Sie nicht mein. Der glückliche Besitzer ist mein junger Freund dort, Herr Siegfried Thaler. Die Pferde waren von Ihrem berühmten F. A. Parker für Rothschild in Wien bestimmt. Mein Freund kam in die Lage, dem Baron, der ein leidenschaftlicher Sammler ist, einen sehr großen Gefallen zu erweisen. Aus Dankbarkeit trat hinwieder der Baron bei diesem Pferdehandel zurück."

„Wenn Ihr Freund sich ein Paar Wagenpferde kommen läßt," sprach Claudine, „muß es ihm in Tirol ja sehr gefallen!"

„Ein Paar, Gräfin? Fünf Paare, wenn nicht mehr!" sagte der Lord.

„Das wäre ja ein wahrer Marstall!" rief Gabrieles Mutter.

„Nun weiß man doch; es sind Roßtäuscher," zischelte die Gräfin dem Herzog zu. — „Dann war ja Ihre Reise recht einträglich," sagte sie laut. „Aber wie waren Hoheit mit Ihrem Ausflug zufrieden? Hoheit hörten in München sicherlich eine gute Oper?"

„Nein, Gräfin, ich war wütend, und da weder Musik noch Dichtkunst mich besänftigen, that ich keinen Schritt ins Theater."

„Und wodurch, wenn man fragen darf, haben die Münchener Eure Hoheit erzürnt?"

„O, die Münchener nicht; ihr Bier war so gut wie immer. Ich trank es zum Schrecken Ihres Bruders immer an der Quelle. Aber trotz Spatenbräu und wie sie alle heißen, blieb ich untröstlich."

Währenddem war tiefste Stille eingetreten, alles lauschte dem Herzog. Auf einen Blick des herzoglichen Kammerdieners blieben die Lakaien mit dem neuen Gang — glücklicherweise einem kalten Gericht — an der Thür stehen. Wenn der Herzog erzählte, duldete er keine Unterbrechung. Der Saal lag in Dämmerlicht, denn ein grauer Himmel blickte herein; wenn Gebhart eine Pause machte, hörte man draußen den Regen rauschen.

„Ich weiß nicht, Gräfin, ob Ihnen meine Schwäche, meine ruhmvolle Schwäche für die venezianischen Meister bekannt ist. Vor allen schwärme ich für Tizian. Ihm gelang das Gewaltige wie das Liebliche, ihm war's gegeben, sinnliche wie überirdische Schönheit darzustellen. Ist es nun bei dieser meiner Begeisterung für Tizian, Giorgione, Paul Veronese, für sie alle und jeden nicht tragisch, daß weder die Gemälde-

galerie in Amalienstadt, noch meine Privatsammlung auf Gebhartsburg ein Werk jener Schule enthält? Wenn ich je einen Menschen beneidete, war's Lord Brabourne, der mit seinen Gemälden und Büchern seit Jahren zurückgezogen in München kunsthistorischen Forschungen lebte. Denn er besaß, was mich der schönste Besitz dünkt, einen unzweifelhaft echten und gerechten Tizian, ein wunderbares, farbenglühendes Gemälde: ‚Bacchus und Ariadne'! In einer Landschaft, wie nur er sie malte, eine großartige Gruppe, eine Fülle herrlicher Gestalten! Ariadne — ah, erlassen Sie mir die Beschreibung! Seit ich die Bekanntschaft Brabournes machte, gehörte ein Besuch bei ihm zu meinen Lebensfreuden. Die Bewundrung erstickte den Neid. Und nun stellen Sie sich meine Aufregung vor, da ich anfangs vergangener Woche aus den Zeitungen Lord Brabournes Tod erfahre und mir Mylord hier sagt, daß der Sohn und Erbe, ein grämlicher Heiliger, den künstlerischen Nachlaß wahrscheinlich verkaufen werde. Ich überrede Ihren Bruder, ohne meine Absicht zu verraten, zu einem Ausflug nach München. Oder hatten Sie eine Ahnung, mein lieber Fürst?"

„Eure Hoheit sind unerforschlich!" erwiderte der Gefragte mit pflichtschuldiger Verlogenheit.

„Mein erster Gang in München ist zu meinem Kunsthändler. Richtig, der Auftrag des frommen Erben ist da. Die Leiche des Vaters, wohl einbalsamiert, ging nach England, aber sein Schatz, seine Sammlung, kommt in München unter den Hammer. Ich nenne meinem Mann die Summe, die ich für ‚Bacchus und Ariadne' opfern will, und er gibt mir die tröstlichsten Aussichten — ich telegraphiere an Kommerzienrat Mosheim und kehre in heiterster Laune nach unserm Gasthof zurück. Wie ein Jüngling springe ich die Treppe empor — wer kommt mir entgegen, erkennt, umarmt mich? Seine Hoheit Henricus Primus, mein Vetter, der wie ich inkognito in München weilt und — welches Glück! — im selben Gasthof wohnt. Mit Gemahlin. Wohl oder übel muß ich der Base meine Aufwartung machen, und zwei Tage lang spielen wir von früh bis spät die zärtlichen Verwandten. Endlich reisen sie ab und ich eile zu meinem Geschäftsfreund. — Entsetzlich! der Tizian und das Drum und Dran ist unterdessen von einem Amerikaner für eine fabelhafte Summe gekauft — alles durch Vermittlung der Gesandtschaft telegraphisch abgemacht — die Versteigerung widerrufen. Von einem Amerikaner! — Und so werde ich ‚Bacchus und Ariadne' nie, nie mehr sehen!"

„Was das anbelangt," nahm Berg das Wort, „so kann

ich Eure Hoheit beruhigen. Das Bild geht nicht nach Amerika, sondern bleibt in Tirol. Der neue Besitzer, mein junger Freund, Herr Siegfried Thaler, wird sich freuen, wenn ihm Hoheit die gleiche Ehre erweisen wie dem früheren."

Diese Erklärung machte nicht auf jedermann den gleich tiefen Eindruck. Was war zum Beispiel für die Baronin Schlern ein Tizian! Ein Paar Wagenpferde gefielen ihr mehr. Immerhin richteten sich jetzt die Blicke aller auf den Gast, der am Ende der Tafel so bescheiden zwischen den beiden Alten saß. Nur Fürst Lichtenthal sah nicht auf Siegfried, sondern auf Gabriele. Und niemals war sie ihm so strahlend schön wie in diesem Augenblick erschienen, niemals begehrenswerter als in dieser Stunde, da er sie verlor — verlor: denn wie sie mit einer reizenden Bewegung vornüber sich neigte, um Siegfrieds Augen zu begegnen, erriet Agathon alles. Er warf einen feindseligen Blick auf Siegfried.

„Schließlich können Sie doch im Hirschenwirtshaus kein Museum anlegen!" rief der Herzog, und die Stimme verriet seinen Aerger.

„Wenn auch nicht beim Hirschen, so doch in der Nähe. Mein Freund, Herr Siegfried Thaler, ist nämlich seit gestern Eigentümer der Festung Waldegg."

Jetzt war die Bewegung eine allgemeine, ungeheure. Sogar der herzogliche Kammerdiener war einer solchen Ueberraschung nicht gewachsen; eben hatte er das Gedeck für den Herzog in Empfang genommen, da hörte er die Neuigkeit, und es ereignete sich das Fürchterliche: er ließ die Gabel fallen!

„Das geht ja wie in der Fabel vom Kannitverstan!" nahm der Herzog nach der ersten Aufregung das Wort. „Aber was macht denn Ihr Freund mit dem Steinhaufen? Vom malerischen Beiwerk der Türme, Basteien abgesehen, ist das Ganze doch nur eine riesige Kaserne, und ein Mann von Geschmack" — er warf einen herausfordernden Blick auf Siegfried — „will doch in keiner Kaserne wohnen!? Wir sitzen zwar etwas weit voneinander entfernt, dennoch brenne ich darauf, die Meinung Ihres Freundes zu hören."

Jetzt nahm Siegfried fest das Wort. „Die Festung fällt, Eure Hoheit; ich will an ihrer Stelle ein Schloß erbauen, das ein Emporium des Schönen werden soll. Die wundervolle Lage, die Erinnerung an die Geschichte des Hügels verpflichten zu Großem. Glücklicherweise erwarb ich aus dem künstlerischen Nachlasse Sempers den Plan zu einem Schloß, der die Phantasie wie den künstlerischen Geschmack befriedigt.

Da ich die Arbeiten sofort beginnen lasse, hoffe ich, im nächsten Jahr die Gastfreundschaft, die ich in Lichtenthal genoß, erwidern zu können."

Neue Bewegung. „Liebe Emma," sagte Bezirkshauptmann Collini zu seiner Frau, „jetzt weißt du mein Geheimnis."

Auch Agathon wechselte dem jungen Krösus gegenüber — nicht seine Gefühle, aber seine Meinung. Es war in seinem Hause Regel, daß die Speisen erst den Gästen von Adel, dann ihm, dann den Bürgerlichen dargeboten wurden. Jetzt winkte er dem ersten, dem nächsten Lakaien und gab ihm heimlich den Auftrag, daß man heute ihn, den Fürsten, zuletzt bediene.

„Ja," sagte Gebhart XV., „ein Amerikaner kann mehr als ein deutscher Herzog! Jedenfalls beglückwünsche ich Sie zu Ihrem neuen Besitz und Tirol zu einem solchen Besitzer!" Es klang wie ein Trinkspruch, und Pittertschatscher vergaß Frack und Verdienstkreuz und stieß herzhaft mit Siegfried an.

„Auf gute Nachbarschaft!" sagte er. „Das laß ich mir gefallen: das schönste Schloß und die beste Alm!"

Es wurde Champagner gereicht, heute zum Ueberfluß: die Geister waren bereits lebendig. Die Nähe des Mammons berauschte; jeder baute an dem Zukunftsschloß, jeder verfügte über Millionen. Die Baronin war die allerlebendigste. Wie sehnte sie das Ende der Tafel herbei, um den Damen Bohusz und Collini zu zeigen, daß sie und der Held des Tages gute Bekannte sind. Ein Mann, der alles kauft, was ein Herzog nicht kaufen kann, ist wert, auch von einer Schlern-Breitenwang gekannt zu sein! Wegen des Vorfalls mit dem Bilde machte sie sich keine Sorgen. Kleine Zwiste befestigen die Freundschaft. Als man nach aufgehobener Tafel ins Empfangszimmer zurückgekehrt war, stürzte sie sich auf Siegfried, welchen jetzt die Telegy und Kranzow aufs artigste zum Vortritt zwangen.

„Mein lieber Herr von Thaler," rief sie, „wie freu' ich mich, daß Sie unser Nachbar bleiben!" Die geplante Reise nach der herzoglichen Residenzstadt war vollständig vergessen. „Ihre Idee ist großartig! Und Semper, Semper baut Ihr Schloß! Wer kennt ihn nicht, den Schöpfer des Dresdener Hoftheaters!"

„Entschuldigen Sie, Baronin," sagte Gebhart, der vom General zu den beiden trat, „Semper ist tot."

„O!"

„Aber sein Genius lebt in seinem Entwurf, seinen Plänen! Ich bin ungemein gespannt, lieber Thaler."

„Die unausgeführten Pläne großer Baumeister sind vergrabene Schätze," erwiderte Siegfried. „Ich freue mich, daß ich wenigstens ihrer einen heben kann. Uebrigens verdanke ich die erste Anregung der Baroneß Gabriele. Auf einem Spaziergang mit Berg und mir sprach sie davon, daß sie an Stelle der Festung ein Schloß wünsche."

„Wunderbar! Ja, Gabriele hat Phantasie!"

„Sie sind ein dreimal glücklicher Mann!" rief Gebhart und drückte dem Jüngling beide Arme, was von einem Herzog soviel wie eine Umarmung ist. Und da standen auch die Telegy und Kranzow und der Mann mit dem Monocle, um mit dem „interessanten" Peruaner näher bekannt zu werden. Und die Herren und Damen aus Waldegg, welche den Besitzer von Neuwaldegg — wie Grünschnabel das noch nicht gebaute Schloß schon getauft hatte — bewillkommnen wollen. Wer nicht an den Peruaner konnte, hielt sich an dessen Freund. Den Lord zog der Stall, andre der Brabournesche Nachlaß, die meisten die Kaufgeschichte der Festung an. Nur Gabriele kam nicht, konnte nicht kommen. Agathon und Claudine hielten sie mit kaum versteckter Absichtlichkeit zurück; sie sprachen vom Witterungswechsel, von der Innsbrucker Militärmusik, von der neuen Tapete im Herzogszimmer — endlich bezwang sich die Gräfin nicht länger.

„In Wien schwärmt man jetzt für Rokoko," sprach sie. „Auch ich wollte für diesen Winter Boudoir und Speisesaal im Rokokogeschmack einrichten lassen, aber wenn das bei uns so weiter geht, halt ich es in Oesterreich nicht mehr aus und ziehe mit Mann und Kindern nach Amalienstadt! Wie kann man die berühmte Festung Waldegg an einen Ausländer verkaufen! Dem Collini bin ich im Leben nimmer gut, daß er diesen Schacher vermittelt hat. Und ohne dir eine Andeutung zu machen! Das ist schändlich!"

„Ich wundere mich über nichts mehr," sagte Agathon. „Er ist Maler und besitzt Millionen, ist aus Peru und kauft sich in Tirol an. Allerdings, wo solche Sterne blinken —"

„Winken!" fiel Claudine ein, „denn, Gabriele, Sie können Ihre Mitwirkung bei diesem Possenspiel nicht verleugnen."

„Ich bitte, Gräfin, ich war so überrascht wie Sie. Allerdings würden die Herren ohne unser Lob Lichtenthals vielleicht nicht hierhergekommen sein. Kleine Ursachen, große Wirkungen."

„Große Wirkungen?" sagte derb die Gräfin. „Wenn Sie wieder in Amalienstadt sind, kann es Ihnen gleichgültig sein,

ob auf dem Waldeggerberg ein turmhohes Zinshaus oder ein Speckkammerl steht!"

„Wenn wir nach Amalienstadt gehen! Es ist sehr möglich, daß Mama an dem wunderbaren Bau solchen Anteil nimmt, daß sie in Lichtenthal bleibt."

Da erschien das Männchen mit dem Monocle. „Gestatten Baronesse," lispelte er, „Baronin Mama wünscht Sie zu sprechen."

„Gräfin — Durchlaucht, Sie verzeihen," sagte Gabriele und entfernte sich mit einem Siegeslächeln.

„Er wird sie heiraten," murmelte Agathon.

„Der Maler? Jetzt glaub' ich es selbst. Die Duckmäuser! Aber tröste dich! Vielleicht kommst du so wieder zur alten Gunst. Denn das steht fest, daß die Schlerns jetzt nicht nach Amalienstadt gehen."

„Soll diesem Menschen alles käuflich sein?"

„Schlimm für ihn, wenn er alles kauft."

„Wenn du sie damit meinst, bitte ich dich —" Er verschluckte den Nachsatz, zupfte unwirsch an seinen Manschetten und rief: „Das hat nun mein hoher Herr von seiner Einladung! Vorläufig bleibt er kalt gestellt. Wie sagt der alte Goethe? Am Golde hängt, nach Golde drängt sich alles!"

Gebhart stand mit der Baronin auf der Schwelle des Herzogszimmers. „Liebes Kind," begann die Mutter, „Seine Hoheit kennt den Vorgang mit deinem Porträt. Mein Gott, wenn ich gewußt hätte, daß Herr Thaler wirklich kein Künstler ist, würde ich ganz anders geurteilt haben. Seine Hoheit ist neugierig, das Bild zu sehen, anderseits zu zartfühlend — du verstehst. . . . Seine Hoheit hofft auf deine Vermittlung. Auch ich bin überzeugt, daß du die unangenehmen Erinnerungen verwischen kannst. Rede mit Berg oder, besser, mit Herrn Thaler selbst!"

„Wenn Hoheit befehlen —"

„Ich bitte Sie, Baroneß, ich bitte!"

Alsbald standen die zwei Liebenden inmitten eines Kreises anscheinend unbeteiligter, in Wahrheit sehr aufmerksamer Damen und Herren. Jene wisperten miteinander, diese lächelten verdächtig. Der gute Siegfried ahnte nicht, wie sehr er sich selbst und die Geliebte durch das Leuchten seiner Augen, mit jeder Miene verriet.

Gabriele blickte erst zu Boden, dann schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte: „Ich bitte um mein Bild."

Jetzt war ihm der Zuschauerkreis lästig. Wie gern würde

er ihre Hände an seine dankbare Brust gedrückt haben. „Mit tausend Freuden! Darf ich es vollenden?"

Sie nickte.

„Aber Ihr Bau," sagte sie laut und war auf einmal beinah so groß wie er, „wird Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehmen."

„Keineswegs, ich darf mich nach wie vor meiner Kunst widmen. Wir haben vorzügliche Bauleiter, und Herr von Berg ist in seinem Element." Leiser setzte er hinzu: „Sind Sie mit mir zufrieden? Erinnern Sie sich an unsern Spaziergang in Lichtenthal?"

„Mir ist das Ganze noch wie ein Traum," erwiderte sie, indem sie sich in Bewegung setzte. Sie führte ihn langsam, langsam zum Herzog, zur Mutter. „Herr Thaler wird meine Bitte erfüllen," sagte sie zur Baronin.

„Wie lieb das von Ihnen ist! Seine Hoheit schilderte mir soeben Ihren Tizian, ‚Bacchus und Euridice'."

„Vergebung, meine Gnädige, Ariadne."

„Ach ja, auf Tauris! — In meinen Mädchenjahren war Mythologie meine Leidenschaft. Jetzt —" Sie dachte, wie kann an Mythen denken, wer wegen der Miete in Sorgen ist! Aber sie sprach es nicht aus, sondern seufzte nur.

„Beiläufig, was werden Sie mit so vielen Pferden hier machen?"

„Das weiß der liebe Gott und Berg. Ich gehe im Gebirg am liebsten zu Fuße. Morgen sind die Tiere — wirklich prächtige Tiere! — ausgeruht. Wagen, Pferde, alles steht dann der gnädigen Frau zur Verfügung."

„Zuweilen werde ich von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen, nur zuweilen. — Hoheit brechen auf?"

„Es regnet nicht mehr, ich werde ausfahren. Wenn Sie gestatten, setze ich Sie an Ihrem Hause ab."

„Hoheit sind außerordentlich gnädig. — Kommen Sie nicht auf einen Plausch, lieber Herr von Thaler? In einem Stündchen erwarten wir Sie!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde stellte sich Siegfried im Doktorhause ein. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Berg.

„Mein Herz ist so voll," hatte er gesagt, „daß ich mit der Baronin nicht plaudern kann. Berg, das haben wir doch gut gemacht! Ich bin meinem Glücke nahe!"

An der Gartenthür stand Burgi in ihrer Sonntagstracht.

Sie machte einen Knicks und sagte: „Ich gratuliere schön, Herr von Siegfried. Aber passen Sie auf: die größte Freude werden Sie doch an der Alm haben.“

„Wenn Sie mir dabei an die Hand gehen, jedenfalls. Gehen Sie spazieren?“

„Nein, ich will nach dem Herrn Onkel sehen. Erst war er beim Hirschenwirt und dann daheim, und jetzt ist er mir wieder durch. Sie wissen schon. — Daß ich nicht vergesse: von der Nahter-Cilly einen schönen Gruß an den neuen Herrn!“

Trotzdem es in der Laube kühl und feucht war, saß die Baronin in derselben auf der Lauer. Sie wußte Neuigkeiten über Neuigkeiten. „Pittertschatscher und Grünschnabel,“ erzählte sie, „die unersättlichen Völler, begaben sich nach der Tafel auf Umwegen in den Hirschengarten. Kaum saßen sie, wurde Grünschnabel nach Waldegg gerufen. Vierhundert Arbeiter kommen mit dem Abendzuge an, Arbeiter in Ihrem Solde, Herr von Thaler. Jeder Lastzug bringt Marmor, Maschinen, Kunstwerke — was weiß ich! Die Pferde, die Arbeiter, der Abbruch der Festung! das ganze Städtchen steht in Aufruhr, Ständchen und Fackelzug für Sie sind bereits beschlossen! Und all das brachten Sie innerhalb acht Tagen zuwege!“

„Ja, heute bin ich selbst auf unsern Plan und seine Ausführung stolz,“ sagte lachend Herr von Berg. „Schwierigkeiten mußten beseitigt, glückliche Zufälle ausgenützt werden. Wir liefen gegen die hohen und höchsten Behörden Sturm, die Telegramme flogen. Es war ein Kriegszug, wert seines Erfolges!“

Als man im Zimmer war, wo Gabriele die Herren empfing, mußte Berg die Geschichte ihrer Reise erzählen. Die Freifrau hing am Munde des Erzählers, sie wollte kein Wort verlieren. Gabriele warf von Zeit zu Zeit einen bewundernden Blick auf Siegfried. Dieser saß still in einem Lehnstuhl, den Kopf vorgeneigt, die Hände verschlungen. Das völlige Schweigen seines Freundes machte Berg zuletzt stutzig.

„Ich verplaudere mich,“ sagte er, indem er sich erhob; „wir haben heute noch notwendige Geschäfte in Waldegg.“

„Da dürfen wir Sie freilich nicht zurückhalten,“ meinte die Baronin.

Die Damen gaben das Geleit bis zur Gartenthür. Berg und die Mutter gingen — war es Zufall oder Absicht — voraus. Die wenigen Minuten genügten den Liebenden zu einem

Händedruck, zu einem Geflüster. Als Siegfried, den Hut in der Hand, an der Thür stand, war er blaß vor Aufregung. „Frau Baronin," sagte er, „darf ich Sie morgen mittag allein sprechen?"

Ein leuchtender Blick der Mutter flog von Siegfried auf Gabriele. „Mein lieber Siegfried," erwiderte sie bewegt, „Sie werden mit Freuden erwartet!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Frauen wieder in ihrem Zimmer und allein waren, zog die Baronin ihre Tochter hastig an sich, um sie auf Mund und Wangen zu küssen. „Endlich," rief sie, „endlich haben unsre Leiden ein Ende! Wir werden wieder geehrt, gefeiert, glücklich sein! O meine Karten! alles haben sie vorausgesagt!"

„Ich bitte dich; solang ich denke, fallen die Karten nach deinen Wünschen, und diese Wendung war noch gestern nicht nach deinem Wunsch."

„Weil ich beschwatzt und verhetzt wurde! Indes, wer war denn zu Anfang für den Peruaner? Ich! Daß er so lange hinterm Berge hielt, bis wir an seinen Millionen zweifelten, war seine Schuld. Die Jugend liebt doch sonst großzuthun. Du und er, ihr hattet uns schön zum besten. Denn gestehe nur, du Schelm, du warst im Geheimnis. Wie dem sei, eine süße Enttäuschung läßt keinen Stachel zurück. Ich fiel heute aus den Wolken, aber in den Himmel. Und daß die Collini und die Bohusz zugegen waren, das war das Tüpfelchen auf dem i. Wenn dann morgen die Verlobung bekannt wird —" Ihre Augen funkelten, während sie seufzte. „Morgen! Da ich zum erstenmal ruhig schlafen könnte, werde ich keinen Schlaf finden. Wenn es nur schon morgen wäre!"

Gabriele blickte an der Mutter vorbei, ins Leere, in die Ferne. „So sagte auch Siegfried. Ich kann euch nicht zustimmen."

Die Baronin staunte. „Aber — fühlst du dich denn nicht glücklich?"

„Ja, ja; doch weiß ich, daß das Hohelied morgen zu Ende ist. Bis jetzt standen Siegfried und ich gegen die ganze Welt. Von morgen an überläßt uns die Welt uns selbst. Ob das klare, kühle Licht, in das wir nun hinaustreten, mir bei ihm und ihm bei mir nicht schaden wird?"

„Das sind wieder deine Einfälle! Da Siegfried reich, über alle Maßen reich ist, kann er deine Ansprüche und

Wünsche, große wie kleine, befriedigen. Ein gefälliger Bräutigam macht eine liebenswürdige Braut. Eine Hand wäscht die andre."

„Halte ihn nicht für allzu nachgiebig! Auch würde ich auf die Länge dessen nicht froh sein. Es wird zu Kämpfen kommen. Vielleicht schon morgen. Denn Siegfried wünscht, daß wir alsbald nach der Verlobung gemeinschaftlich nach Italien reisen. Das geht ja nicht."

„Warum nicht? Ich halte den Gedanken für sehr gut. Reisen, wieder einmal andres als Berge, Bauern und Kleinstädter sehen! Reisen, über den Brenner nach Florenz, Rom und über Rom schließlich nach Paris! Ei, warum sollen wir nicht reisen?"

„Womit?"

Die Baronin machte große Augen. „Heute finde ich diese Frage sehr, sehr überflüssig. Ich glaube nicht, daß dein Zukünftiger über unsre Mittel sich täuscht. Uebrigens wüßte ich keinen Grund, die Hochzeit hinauszuschieben."

„Damit die Welt höhne: Man weiß, warum sie es so eilig hatten!? Nein, bevor das Haus steht, ist keine Hochzeit. Ich habe ihm das bestimmt erklärt. Um nun der ersten Aufregung und Unruhe, dem Ansturm der Frager und Schwätzer zu entgehen, schlägt er die Reise vor."

„Und warum willst du den ausgezeichneten Vorschlag nicht annehmen? Brautleute sind vor Gott schon Eheleute. Oder bist du seiner nicht sicher?"

„Sicher! Ich kenne keinen bessren Mann als ihn. Aber wie oft haben wir für unmöglich gehalten, was schließlich doch geschah. Ja, auch ich möchte der Gemeinheit aus dem Wege gehen, die morgen vor uns kriechen oder uns begeifern wird, dem Satirlächeln des Fürsten, den Tücken Claudines. Aber ich will nicht auf Siegfrieds Kosten in Saus und Braus leben, solang ich das arme Freifräulein bin. Wenn es nun doch nicht zur Heirat käme, würden diese Reiseerinnerungen Skorpionenstiche für mich sein. Siegfried ist großmütig und verliebt, ich aber stehe weder für dich noch mich, daß wir bescheiden bleiben, wenn wir einmal gekostet haben. Laß uns noch winterlang entbehren, warten! Wir zwei wollen uns noch tiefer als bisher in unsre Einsamkeit vergraben, und Siegfried mag ohne uns verreisen!"

„Er soll ohne uns auf Reisen gehen?" rief die Baronin. „Unmöglich; die Sorge um ihn würde mich umbringen. Nein, wir bleiben beisammen! — Du wirst mir zugeben, daß wir

heißen Tagen entgegengehen. Wenn wir wenigstens so lange verreisten, bis die Gräfin wieder in Wien ist. Auch ich fürchte ihre Tücken. Sie gönnt dir den Mammon nicht. Du wirst hier eine trübe Brautzeit haben. Freilich, weinende Braut, lachende Frau. Aber am klügsten würde es sein, man ginge den Ränken und Fallen aus dem Wege. Ach, mein Kind, warum sind wir so zartfühlend! Ich ehre deine Bedenken. Indes, wird uns die Welt dessen Dank wissen?"

Gabriele, welche sich gesetzt hatte, blieb stumm. Die Baronin ging mit verdüstertem Antlitz auf und ab. Ihr Wille zum Leben, namentlich zu einem vergnüglichen Leben, war stark und ihre Findigkeit groß. Mit aufgeheiterter Miene blieb sie jetzt vor der Tochter stehen und sagte: „Und wir werden doch reisen, auf unsre Kosten reisen. Mosheim, der meine Gelder, die Reste eines königlichen Vermögens, verwaltet, muß und wird Rat schaffen. Ich mache es wie jener Römer — oder war's ein Grieche — der seine Schiffe hinter sich verbrannte. Ich setze mehr Vertrauen als du selbst auf deinen Siegfried und dein Glück!"

Drittes Kapitel.

An einem schönen Augustabend fuhr Herzog Gebhart zum erstenmal im Jahre wieder die Straße von Lichtenthal nach Waldegg. Ihm zur Linken saß Agathon. Dieser erschien jedem, der ihn seit vergangenem Sommer nicht gesehen hatte, um vieles gealtert. Sein Haar, damals von tiefstem Schwarz, hatte einen Stich ins Graue; die gefurchte Stirn, die herabgezogenen Mundwinkel, die gelbe Hautfarbe, all das gab ihm das Aussehen eines verdrossenen, kränkelnden Mannes; nur seine Haltung war noch ebenso steif und seine Manschetten waren noch ebenso breit wie früher. Herzog Gebhart hatte sich äußerlich nicht verändert, doch in seinem Wesen war er noch ruheloser, stürmischer geworden. Jetzt war die gespannte Miene, das Funkeln der Augen durch die Ungeduld erklärt, womit er den Anblick des Schlosses Waldegg erwartete. Denn als er am dämmernden Morgen in Waldegg angekommen war, bedeckten Nebel Thal und Höhen. In Lichtenthal hatte er den Schlaf nachgeholt, gespeist, einen Spaziergang tiefer ins Thal gemacht, alle Aussichtspunkte gemieden.

Jetzt bog die Straße ins Hauptthal ein. „Halt!" rief der Herzog, die Pferde standen, der Leibjäger sprang vom Bock. Doch ohne Hilfe abzuwarten, war der Herzog schon aus dem Wagen; Agathon folgte.

In der schon abendlich gestimmten Bergnatur, in reiner Luft und klarem Licht lag der gewaltige Neubau, ein Schloß, eine Burg mit Türmen, Erkern und Söllern, ein Phantasiebau im edelsten Sinne. Ueber den Wipfeln des Parkes, der um den Felsen sich hinanzog, stieg das leuchtende Marmorwerk hoch empor, märchenhaft und doch so festgefügt und mit der landschaftlichen Umgebung in so schöner Uebereinstimmung, daß es auch den Eindruck des Traulichen, Wohlbekannten und Notwendigen machte. Im Süden führten breite Terrassen mit Springbrunnen, Pflanzengruppen und Bildwerk vom Schloß zu Thal.

„Gefällt es Eurer Hoheit?"

„Gefällt?! Es überwältigt mich," erwiderte Gebhart. Er war wirklich ergriffen.

„Ja, es ist in der That schöner, als ich dachte."

„Es ist einzig."

Nach langem Schauen nahm der Herzog wieder im Wagen Platz. Derselbe, ein leichter Korbwagen, rollte geräuschlos dahin.

„Wenn man diese wunderbare Schöpfung sieht," begann der Herzog, „sollte man sie für die Wohnung Seliger halten. Und doch fürchte ich, daß ihr Besitzer nicht glücklich ist, wenigstens nicht vollkommen glücklich. Wissen Sie denn jetzt, warum sie noch immer nicht heiraten?"

„Ich bin zwei Tage hier und erfuhr nur die alten Geschichten, die mir schon meine Waldegger Bekannten geschrieben hatten. Sie waren nach der Verlobung — das Brautpaar und die künftige Schwiegermutter — nach Italien gereist."

„Ich kann mir die Baronin in Florenz und Rom vorstellen!" sagte der Herzog.

„Dem Bau zuliebe kehrten sie schon nach Neujahr hierher zurück. Die Damen bewohnen seitdem den ersten Stock in der Villa Collini, der Millionenmann zog zu seinem Freunde ins Gasthaus zum Altbräu. Jetzt wohnt er — was mich bei ihm fast wunder nimmt — im Schloß. Der milde Winter, unsre Fortschritte in der Herstellungsart, vor allem die ungeheuren Geldmittel machten den Abbruch und Neubau in so unglaublich kurzer Zeit möglich. Die Vollendung wurde durch ein Fest gefeiert, bei dem die Baronin die Ehren des Hauses erwies —"

„Ich kann sie mir auch dabei vorstellen," unterbrach der Herzog den Erzähler. „Jedenfalls war sie im Schloß ihres künftigen Schwiegersohnes besser am Platz als im Palast Pitti."

„Aber so überraschend schnell es mit der Verlobung ging, so langsam geht es mit der Heirat vorwärts. Ich bin überzeugt, Eure Hoheit, Gabriele ist's, die zaudert. Sie liebt ihn doch nicht!"

„Im Gegenteil, sie zaudert, weil sie ihn liebt. Die Liebende schämt sich, denn die Heirat ist bei allem dem eine Geldheirat. Mag ich recht haben oder nicht, wenn ich sie nur wiedersehe; mag sie ein Herz haben oder nicht, ihre Schönheit ist von Gottes Gnaden, ihre Nähe verjüngt! Daß ich es sage — ich sehnte mich nach ihr wie nach einem teuren Kinde. Ich kann mir denken, wie wonnig es für den jungen Krösus sein muß, sie mit Kostbarkeiten zu behängen! Verheiratet oder nicht — sie soll nach Amalienstadt. Wohne sie im Sommer in Feenschlössern, während des Winters bleibe sie uns!"

Das alles entsprach den eigenen Gedanken und Wünschen Agathons, nur war seine Neigung entschiedene Leidenschaft, durch die Trennung gesteigert, zu spät erkannt. Doch immer war er im stande, sie zu verbergen. „Als Frau Thaler," sagte er, „ist sie für den Hof verloren."

„Wozu haben wir, er seinen Reichtum, ich meine Hoheitsrechte? Wenn er unsre Witwen und Waisen, Ueberschwemmten und Abgebrannten in großem Stil unterstützt, danken wir mit dem Großkreuz!"

Riegel vor! dachte Agathon, den diese Aussicht wütend machte; es ist Zeit, daß man ihm die Macht entwindet!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Schon diesseit der Brücke wurden sie das Walten einer künstlerischen Hand gewahr. Dicht am Fluß erhob sich ein Fels, der, wenn auch mit Baum und Busch reichlich bestanden, immer ein unwirtlicher Geselle gewesen war. Aus der Wildnis waren schöne Anlagen geworden, ohne daß der Felsen das Recht, dank seiner kühnen Form und mannigfaltigen Färbung die Hauptsache zu sein, verloren hatte. Oben aber sprang eine gewaltige Wassersäule haushoch empor und fiel einem breiten schäumenden Gießbach gleich zurück.

„Das ist ein kleiner Anfang dessen, was wir zu sehen bekommen," sagte Agathon. „Collini, ein Mann von Geschmack, erzählte mir bei seinem Besuch gestern Wunder über Wunder. Nicht genug kann er die weise Rücksicht rühmen, die man bei

der neuen Schöpfung auf die Umgebung, auf Himmelsrichtung und Beleuchtung nahm. Fels und Burg gewähren ein andres Bild gegen Süden als gegen Norden, ein andres gegen Morgen und Abend. Großartig sind die Veränderungen. Der öde Tobel hinter dem Städtchen im Osten ist jetzt eine sehenswerte Schlucht, das Wässerchen, das nur bei Regen anschwoll, mittels Sperren und durch reichlichen Zufluß ein rauschender Sturzbach. Die Thalmulde im Süden, einst sicherlich ein Wasserbecken, ist wiederum ein See. Sehen Sie dort die Marmorhalle zwischen Kastanien? Das war der Wirtsgarten ‚Zum Altbräu', wo Eure Hoheit im vergangenen Jahre nach der Festungsschau zu rasten beliebte! Wer von uns ahnte damals das Kommende! Die stattlichen Gebäude dort mit dem Turm enthalten die Dampfmaschinen und Dynamos für Wasserwerke und elektrische Beleuchtung."

„Sie sind zwei Tage hier und waren noch nicht im Schloß?"

„Ich wartete auf die Ankunft Eurer Hoheit. Ich hoffe, von Ihrem Urteil geleitet, besser zu sehen, an Ihrer Freude mich zu erwärmen."

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber nicht für Gabriele. Oder waren Sie in der Villa?"

„Nein, Hoheit."

„Sie wurden sicherlich erwartet!"

„Wenn das wäre!" rief der Fürst und verriet nun doch durch diese wenigen Worte die Bewegung in seinem Innern. Wenn Gabriele in all der Pracht und Fülle an ihn dächte! Ein Strahl drang in seine Finsternis. Ueber der Eingangsthür seines Schlosses ist groß und breit sein Wappen mit dem Hermelin und Fürstenhut gemalt. Den Schmuck hatte das Haus des Peruaners nicht!

Ein bequemer Fahrweg ging an der Nordseite der Waldegger Höhe im Zickzack unter hohen Bäumen hinan. In den Nadelholzbestand waren Laubhölzer eingesprengt. Da das Wetter die Parkarbeiten ununterbrochen begünstigt hatte, wurzelte das Verpflanzte schon fest, und die Anlagen rings um den Berg gediehen gleich fröhlich und schön. Da gab es die in Tirol selten gewordenen Zirbelkiefern und Eibenbäume, da waren Bergahorne und Winterlinden von außergewöhnlicher Pracht. Dort und da über Büschen und Bäumen zeigten sich nackte Klippen und Schliffe; man lernte erst jetzt den Umfang, die Höhe und Eigenart des Felskegels würdigen. Fußpfade führten zu kühlen, lauschigen Plätzen, hier zu einem Brünnlein, dort

zu einem festgemauerten Sommerhaus über jähem Abgrund. Ein Buchenhorst schloß einen Spielplatz ein, und inmitten von Tannen, Kiefern und Steineichen bildeten Marmorsitze um ein Wasserbecken ein Halbrund. Bildnerischer Schmuck aus Stein und Erz war mit weisem Maß verteilt; jeder für sich bedeutend und an seinem Standort bedeutsam. Nichts war kleinlich.

Ueber breite Baumkronen stieg der nördliche Flügel der Burg empor, ein echt deutscher Herrensitz mit Erkern und Giebeln. Der ernste Eindruck der Fassade war durch rankendes Grün und Mauermalerei gemildert. Ein schöner Brunnen mit der Statue eines Minnesängers zierte den Vorplatz. Dort empfingen der Hausherr und Baronin Schlern die hohen Gäste. Der Herzog küßte der Baronin die Hand und umarmte Siegfried. Von der Auffahrt traten sie in eine Halle, die im Sommer kühl war, im Winter durch das Feuer in zwei mächtigen Kaminen erwärmt wurde. Das Nordlicht fiel durch hohe bemalte Fenster hier goldig, dort farbig auf die Fliesen, reichlich genug, um die Täfelung, das geschnitzte Hausgerät, den Wandschmuck, der aus allen Weltteilen gesammelt war, zur Geltung zu bringen. Wohin das Auge blickte, traf es durch Herkunft, Eigenart oder Seltenheit anziehende Gegenstände. Da waren Waffen und Geräte fremder Völker, abessinische Lanzen, Federhelme aus Hawai, Steinäxte der Südamerikaner, Pelze der Eskimos, Sättel der Patagonier, peruanische Altertümer und persische Gewebe. Hier spreizte ein ungeheurer Seeadler seine Flügel, dort hing das Riesengeweih eines Elches. Wenige, aber ausgezeichnete landschaftliche Gemälde in dunklen Rahmen bildeten den künstlerischen Schmuck. Es war ein buntes Allerlei und ein harmonisches Ganzes. Farne von allen Größen umgaben einen plätschernden Brunnen, links und rechts von ihm führten Stufen zu einer Rampe und von dieser eine breite Treppe zum Geländergang mit der Prachtthür ins Innere.

Eine zahlreiche Gesellschaft war in der Halle versammelt. Von den Gästen jener denkwürdigen Tafel in Schloß Lichtenthal fehlte niemand außer Berg und Gabriele. Gabriele wurde von ihrer Mutter entschuldigt. Seit zwei Tagen leide sie an Migräne, hoffe aber abends erscheinen zu können.

„Denn abends wird getanzt," sagte Gräfin Claudine boshaft zum Herzog. Dieser lächelte gezwungen; er hatte den General herzlich, Claudine nur höflich begrüßt. Gebharts Frage nach Berg wurde von Siegfried beantwortet. Leider sei der Freund im fertigen Schloß nicht mehr zu halten gewesen. Er

habe Abschied genommen, indem er den Wahlspruch derer von Berg „Rast ich, so rost ich“ vorschützte. Jetzt werde er in Lima erwartet. Vor Jahren nämlich habe er dem Vater Siegfrieds die erste Anregung zu einem großen Eisenbahnunternehmen gegeben. Da nun dasselbe in bestem Gange sei, wolle der Dankbare den geistvollen Mann an der Ausbeutung seiner Idee teilnehmen lassen.

„Den geistvollen Mann!“ fiel der Herzog ein. „Sehr richtig, ein geistvoller Mann, dieser Berg! Ich bedaure unendlich, ihn vermissen zu müssen. — Wie gefällt es der Gräfin in Waldegg?“ kehrte er sich an eine Verwandte der Baronin. Sie hatte zur Linken fünf erwachsene Töchter und zur Rechten ihren Sohn, einen Kadetten mit Pausbacken, offenherzigem Wesen und heimlichen Schulden. Wenn ihr Mann nicht schon begraben gewesen wäre, würde jedenfalls auch er dagewesen sein. Sie bewohnten eine hübsche Cottage am Fluß, die zu Siegfrieds Anlagen und Eigen gehörte.

„Hoheit, ungemein!“

„Und den Komtessen?“

„Hoheit, ungemein!“ erwiderten einstimmig die fünf.

„Aber Sie, junger Krieger, scheinen andrer Meinung zu sein?“

Der Husar, der von seiner neuerworbenen Tante Schlern-Breitenwang eine Erleichterung seines Gewissens erhoffte, antwortete: „Bitte um Vergebung, Hoheit, es gefällt mir bis dato hier ganz leidlich, doch das Beste kommt immer erst später.“

„Sind die Herren mit dem Tausch für die Festung zufrieden?“ wandte sich Gebhart an den Major von Bohusz, der mit Oberlieutenant Hämmerle und Lieutenant Nawratil in der Nähe stand.

„Eure Hoheit, meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde die Festung immer noch als Sperre respektabel gewesen sein. Doch da wir in dem Punkte nicht verantwortlich sind, können wir ja sehr zufrieden sein. Der Schloßbesitzer ist ein scharmanter Herr. Und reitet wie ein Gott!“

„Und seine Braut Baronesse,“ setzte der Oberlieutenant hinzu, „ist die beste Tänzerin, die eine Garnison sich wünschen kann, leicht wie eine Feder und unermüdlich.“

„Herr Lieutenant, ich seh's, Sie haben ein Aber!?“

„Eure Hoheit, ich wollte nur einschalten, daß die Baronesse Polka-Mazurka nicht so gut wie Frau von Bohusz tanzt!“

„Wenn ich nicht ein kranker Mann wäre,“ wandte sich Gebhart lächelnd an den Major, „würde ich Frau von Bohusz um die nächste Polka-Mazurka bitten!“

Nicht nur mit Adeligen und Offizieren, auch mit den bürgerlichen Gästen Siegfrieds war der Herzog gnädig. Er teilte Händedrücke und Artigkeiten in beiden Lagern aus. „Gnädige Frau," redete er die Gemahlin des Bezirksrichters an, „ich hörte mit Vergnügen, daß Sie Ihrem Gemahl zu Weihnachten einen Kronprinzen bescherten! — Lieber Grünschnabel, Sie waren heute früh wieder von einer Aufmerksamkeit —! — Ja, mein lieber Doktor, da sind Sie ja! Was hofft man im Süden von der diesjährigen Weinernte? Frau von Collini wollte mich vorhin mit Ihrer Nichte bekannt machen. ‚Ist nicht mehr nötig,' sagte ich sofort, ‚Fräulein Burgi und ich sind alte Freunde.' Sie ist in städtischer Kleidung mindestens ebenso reizend wie in ihrer Gebirgstracht."

Um so einsilbiger war Fürst Lichtenthal. Er dachte nur an Gabriele. An die „Migräne" glaubte er nicht. Es gibt Schatten in diesem Brautstand. Wie wird sie aussehen? Man wird übermütig sein. Die fetten Jahre sind angebrochen, die Baronin hat ihre Brillanten wieder.

Diener boten kühlende Getränke an. Der Herzog dankte: „Mich dürstet nach Besserem!" rief er. „Wo ist Ariadne? Führen Sie mich, mein junger Freund, vor allem in Ihre Gemäldegalerie!"

Siegfried erklärte zum Staunen des hohen Herrn, daß er auf eine Gemäldegalerie in seinem Schloß verzichtet habe, vor allem weil er die Räume, die seine Zukünftige bewohnen werde, mit dem Schönsten habe schmücken wollen. Der Herzog werde seinen Lieblingen, aber auch manchem Meisterwerk der zeitgenössischen Malerei in den verschiedenen Gemächern begegnen; wie er hoffe, immer in würdiger Umgebung.

„In reizender Umgebung," fiel die Baronin ein. „Ich kann Eurer Hoheit versichern, daß Herr Thaler der zärtlichste Bräutigam auf der Welt ist. Denn gestehen Sie nur, lieber Siegfried, Sie waren bezüglich einer Gemäldegalerie unschlüssig. Aber die Erklärung Gabrieles, daß ihr die zahllosen Galeriebesuche in Italien alle Gemäldegalerien verleidet hätten, gab den Ausschlag."

Indem war man in den Geländergang emporgestiegen und trat durch die offene Pforte ins Innere. Es machte Siegfried immer aufs neue Vergnügen, die Räume, die er für seine Frau, für die gesellschaftlichen und alltäglichen Zwecke bestimmt hatte, zu zeigen. Er freute sich seines herrlichen Besitzes und glaubte an die Freude andrer daran. Falsche Bescheidenheit war ihm fremd, er setzte das Schöne nicht herab, weil es sein eigen war.

Er bewegte sich in seinen Prunkgemächern ebenso schlicht, aber auch ebenso frei wie in den Zimmern des Hirschenwirts.

An strenge Stileinheit war bei dem ungeheuren Bau nicht zu denken; der südliche Teil war anders als der nördliche. Während dieser in manchem an spätgotische Civilbauten erinnerte, gedachte man bei jenem der italienischen Landsitze. Durch einen genial ersonnenen Mittelbau war eine natürliche Verbindung zwischen jenen beiden und ein lebendiges Ganzes geschaffen worden. Da gab es freilich vieles zu schauen: Säle, Hallenhöfe, aber auch eine Fülle traulichster Wohngemächer. Das Staunen über das Ganze und das Einzelne, über die gediegene Pracht der Einrichtung war bei Siegfrieds Begleitung unzweifelhaft aufrichtig; ob der Beifall bei allen aus neidlosem Herzen kam, ist eine andere Frage.

Man befand sich im Büchersaal. Daselbst war in einer Nische eine Nachbildung des sogenannten Pensiero von Michelangelo gleich groß und von Marmor wie das Original des Bildwerkes aufgestellt, die Gestalt des Lorenzo von Medici, in altrömischer Rüstung, sitzend, das Haupt sinnend aufgestützt. Der Herzog stellte sich, die Arme verschränkend, vor das Bildwerk.

„Aha, das wird lange dauern,“ sagte Agathon leise zu seinem Schwager. „Dieser nachdenkliche Tyrann ist die Lieblingsfigur des Herzogs. Eine Photographie davon steht auf seinem Schreibtisch. Wie oft habe ich gelegentlich derselben Abhandlungen über Bildhauerei und Staatskunst, Michelangelo und Macchiavelli hören müssen! So versunken in das Kunstwerk er jetzt erscheint, so weiß er doch sehr genau, ob ich in seiner Nähe bin oder nicht. Sei so freundlich und knüpfe mit der Baronin ein Gespräch an; ich muß sie versöhnen.“

Während die Mehrzahl der Frauen, die einen aus Neugierde, die andern gedankenlos, die Bücherrücken musterten, war Gräfin Claudine mit mehreren Herren ins Eingangszimmerchen zurückgetreten. Dasselbe war über dem schwarzen mit Elfenbein ausgelegten Getäfel mit Gobelins bekleidet. Auf dem Kamin von rotem Marmor stand eine Onyxvase.

„Ich interessiere mich nicht für Bücher,“ sagte Claudine mit schätzenswerter Aufrichtigkeit; „ich finde das Stüberl, obzwar es unten schwarz und oben verschossen ist, gemütlich, entschieden gemütlicher als den Saal mit dem steinernen Gast.“ Sie ließ sich in den nächsten Lehnstuhl sinken, als ob sie müde wäre, die Unermüdliche.

„Gräfin sind müde?“

„Lieber sechs Stunden Bergsteigen, als eine Stunde in

einem Museum zubringen. Sagen Sie mir nur, was die Frau Thaler mit so vielen Räumen machen wird! Einer schlichten Soldatenfrau wie mir kommt das Ganze doch zu verschwenderisch vor. Aber das japanische Boudoir ist reizend."

„Ich bitte Sie, Gräfin, sich die Küche zeigen zu lassen," sagte Kranzow, „pyramidal!"

„Und das Bad," fiel der Ungar ein; „das Bad mit einem Gewimmel von Wassergötzen und Götzinnen, die nach allen Seiten Wasser spritzen."

„Mir gefällt das Rauchzimmer am besten!"

„Und die Upmann Regalia."

„Die Köche sind der Küche würdig," sagte Cavaliere Collini, ein Feinschmecker.

„Und einen Tropfen trinkt man —" fiel Grünschnabel ein und schnalzte mit der Zunge. „Gelt, Doktor?"

„Das verdanken wir Herrn von Berg," sagte Pittertschatscher, welchem im Schloß der Frack ein für allemal erlassen war. „Herr Siegfried selbst versteht so viel von Weinen wie ich von Bildern. Sein einziger Fehler ist, daß er nicht trinkt."

„Und nicht jeut," setzte Kranzow hinzu. „Ein feines Männchen ist er doch! Sehen Sie mal seine Dienerschaft an! Kann man in der Farbenwahl diskreter sein, und doch machen sie sich vornehm! Er hat Schick."

„Er trinkt nicht, spielt nicht; er betet seine Braut, trotzdem er sie schon ein Jahr lang kennt, noch immer an. Andere werden Baron; er wird ein Heiliger."

Kranzow schmunzelte. „Vor einigen Tagen sagte unser Kleiner" — er meinte damit den Herrn mit dem Monocle — „der Baronesse eine ähnliche Schmeichelei über ihren Bräutigam. Profit Mahlzeit! Gräfin hätten ihre Augen sehen sollen! ‚Mein Bräutigam ist Kavalier wie Sie,' sprach sie. ‚Wünschen Sie die Probe?'"

„Seine Hoheit spricht!" bemerkte Collini, „sicherlich Geistreiches; treten wir näher!"

Der Herzog war endlich vom Standbild zurückgetreten. „Ein unvergängliches Werk," sprach er; „das wahre Bild eines Staatsmannes, der Staatsmann schlechthin. Aber wie kommt es in eine Bücherei? Staatsklugheit wird nicht aus Büchern gelernt. Sonst würden Geschichtsprofessoren die besten Minister sein. Große Politiker sind Männer der That, nicht der Worte."

„Ich dachte bei der Wahl dieses Standbildes weniger an die dargestellte Persönlichkeit als an die Art, wie sie dargestellt ist. Eben weil die Statue die nachdenkliche Ruhe, die stumme

Gedankenarbeit so einzig verkörpert, dünkte sie mich in einer stillen Bücherei auf der rechten Stelle. Berg war für die schönen Büsten griechischer Denker und Dichter — doch da ich griechisch nicht verstehe —"

„Verschweigen Sie das in Deutschland, sonst glauben Ihnen sehr viele Leute nicht, daß Sie einen Gaul richtig zeichnen können! ... Sie sind ein Künstler! Ich erkenne das aus dem einen Zug, daß Ihnen die Stimmung über die Thatsachen geht. Und das legt mir die Frage nahe: Was malen Sie gegenwärtig? Das berühmte Porträt wird ja längst vollendet sein und mit meiner Perle Tizians in einem Thronsaal hängen. Sie haben keine Galerie, aber jedenfalls ein Atelier. Bei dem wunderbaren Farbensinn, der hier bei jedem Schritt einem entgegenleuchtet, muß Ihr Allerheiligstes vollends berückend sein."

Siegfried zeigte zum erstenmal Unsicherheit. Das Bildnis seiner Braut sei noch nicht vollendet, die Reise — der Bau — vor allem aber der unerreichbare Zauber des Vorbildes seien schuld. Was die Malerwerkstätte anbelange, so glaube er mit Goethe, daß prächtige Räume nicht gut zum Arbeiten seien.

„Arbeiten!" warf Gebhart dazwischen. „Kunst ist doch keine Arbeit!" Der junge Mann sah den Herzog erstaunt an. „Gut denn, mein liebenswürdiger Schwärmer," fuhr derselbe fort, „führen Sie uns auf das Feld Ihrer Arbeit —"

„Eine einfache Giebelstube im nördlichen Flügel —"

„Ich steige bis in die Wolken, um Ihr Werk zu sehen!"

Die fünf Comtessen machten auf einen Wink ihrer Mutter die Gebärde des Bittens. Die anderen Damen riefen: „Bitte! bitte!" Die Herren sagten: „Natürlich! Freilich! Das Bild!" Siegfried mußte sich fügen.

Die Enttäuschung über die Malerstube war groß. Man hatte Siegfrieds Vorstellung für Ziererei gehalten, nun stand man in einer geräumigen, graugetünchten Stube, die außer einer Kopie der berühmten Bella Tizians und Siegfrieds eigener Arbeit nur des Malers Handwerkszeug und ein paar Stühle enthielt. „Ah, die Schönste der Schönen!" sagte der Herzog mit einem Blick auf den Tizian. „Wenn es nicht unmöglich wäre, daß Florenz seinen Schatz hergibt, würde ich diese Tafel für das Original halten. Eine meisterhafte Kopie! In solcher Umgebung wachsen nur Meisterwerke."

„Ach, mein Fürst, glauben Sie das nicht!" entgegnete Siegfried mit wehmütigem Lächeln. „Dies schöne Memento, was die Kunst vermag, ist zugleich fürchterlich. So sollst du, so willst du malen, sage ich mir, und so wirst du es niemals!"

Indem er so sprach, nahm er das Tuch, welches sein Gemälde bedeckte, von der Staffelei.

Das Bildnis Gabrieles war noch immer unvollendet, dennoch so weit gediehen, daß auch der Laie ein Urteil wagen konnte. Es war hart im Ton und wie mit der Spachtel gemalt, keine schöne Gabriele und doch nicht, leider nicht völlig unähnlich.

„Eigenartig!“ sagte der Herzog nach einer Pause. „Gräfin Breitenwang, als Verwandte haben Sie das maßgebende Urteil.“

„Ich würde nur gegen die Kleidung einen Einwand erheben,“ sagte die Berufene, indem sie, mit der Lorgnette vor Augen, dicht an die Leinwand trat, „sonst finde ich das Bild meisterhaft.“

Ihre Kühnheit in der Verstellung steckte die andern an. „Zum Sprechen ähnlich!“ — „Virtuos gemalt!“ — „Kühne Auffassung!“ u. s. w. klang es durcheinander. Die Aufrichtigeren begnügten sich zu murmeln. Die Comtessen murmelten auch, doch blickten sie dabei kalt und feindselig auf das Bild. Vor zwei Jahren würden sie so das Original angeblickt haben.

Der Kadett gab seiner jüngsten Schwester einen leichten Stoß. Als sie sich umdrehte, schnitt er eine Fratze. Dann murmelte auch er: „Famos! Famos!“

Gräfin Claudine blickte nicht auf das Bild, sondern lächelnd auf die Lober. Auch ihr Mann knurrte „Bravo!“ aus Höflichkeit und — der berühmte Tizian gefiel ihm ja auch nicht.

Man stieg wieder hinab. Einige von der Gesellschaft blieben hinter den andern zurück. „Unter uns gesagt,“ flüsterte Kranzow, „ich finde das Bild greulich. Doch da er sonst ein schneidiger Junge ist —“

Cavaliere Collini zuckte die Schultern. „Freilich hat die Dame nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der Baronesse, doch — Es ist lächerlich, aber ich dachte dabei an Lucrezia Borgia.“

„An eine Lucrezia Borgia aus dem Volke,“ zischte Claudine, und Frau von Bohusz sagte französisch mit ihrer scharfen Aussprache: „Fi, das Bild riecht nach Armut.“

Währenddem waren Gabrieles Mutter und Fürst Lichtenthal im Büchersaal zurückgeblieben. Er hatte mit teilnahmsvollen Fragen nach Gabrieles Gesundheit begonnen, durch ein geheimnisvolles, ihm sonst nicht eigenes Wesen ihre Neugierde geweckt und zuletzt, da der Schwarm den Büchersaal verließ, sie mit einer bittenden Gebärde zurückgehalten. „Für die Baronin,“ begann er, „ist das Gemälde keine Neuheit, für mich das Sehenswürdigste in diesen — hm — sehenswerten Räumen.

Eben deshalb will ich es allein, ungestört vom Geplapper der bloßen Neugier betrachten, prüfen! Schenken Sie diese freie Viertelstunde mir. Wir haben uns so lange nicht gesehen."

„Zwischen der Verlobung meiner Tochter und heute liegt beinahe ein Jahr."

„Ein Jahr; für mich war es ein trübes. Ich war geärgert, verstimmt, niedergeschlagen. Mir fehlte — ja mir fehlte, was ein Hausminister am letzten verlangen darf: Freiheit. Erst in den Bergen atmete ich wieder auf. Freilich wirft dies Schloß seine Schatten bis in mein Thal!"

Die Baronin legte sich in den bequemen Stuhl zurück, schlug mit dem Fächer sanft die Armlehne und machte ein vergnügtes, pfiffiges Gesicht.

„Ich erinnere mich, daß Sie, mein Fürst, und die Gräfin Ihre Schwester im vergangenen Jahr ein gewisses Mißtrauen gegen meinen Schwiegersohn hegten. Ich hegte es auch." Sie wies mit dem Fächer umher. „Wie Sie sehen, hatten wir unrecht. Irren ist menschlich."

„Sehr wahr, und deshalb nahm ich die Einladung Ihres künftigen Schwiegersohnes ohne Zögern an."

„Seien Sie überzeugt, mein Fürst, daß mein Schwiegersohn die Ehre Ihres Besuches zu schätzen weiß. Und so seien wir Freunde!"

„Wann wäre ich es Ihnen nicht gewesen!"

„Je nun —"

„Wer ist immer Herr seines Handelns! Genug, ich bin Ihr Freund. Und Offenheit ist Freundespflicht. Baronin, die Hand aufs Herz: Ist Gabriele glücklich?"

„Gewiß, mein Fürst."

„Reichtum allein macht's doch nicht!"

„Ihr Bräutigam ist nicht nur reich, er hat Verstand, Bildung, Herz." — Die Baronin verdrehte die Augen. — „Für mich ist sein edles Herz sein größter Vorzug."

„Und doch liegt zwischen der Verlobung und heute bald ein Jahr. Die Liebe drängt's zum Traualtar."

„Mein Gott, hören Sie Gabriele darüber; sie hat hundert Gründe; nicht einen ernsthaften — eben darum hat's mit dem Zaudern keine Gefahr. Wer weiß, mein Fürst, ob Sie bei Ihrer bekannten Liebenswürdigkeit nicht gezwungen werden, während Ihrer Villeggiatur den Brautführer zu machen."

Agathon verlor alle Gelassenheit.

„Wenn aus dieser Heirat Ernst werden sollte —"

„Ich bitte, mein Fürst —"

„Wenn sie wirklich zu stande käme, geben Sie dem Paar einen Freundesrat: Verlaßt niemals Waldegg!“

„Warum? Sobald uns der Winter hier zu lange wird, gehen wir auf Reisen. Reisen ist für reiche Leute sehr angenehm.“

„Wohl, wenn nur nicht die unbequemen Fremdenbücher wären!“

„Wir haben bereits eine gemeinsame Reise hinter uns. Ich fand einzig die unabsehbaren Sehenswürdigkeiten unbequem.“

„Damals waren Sie beide noch selbständig. Soviel ich weiß, hat Ihr künftiger Schwiegersohn die österreichische Staatsangehörigkeit erworben. Nicht einmal den Peruaner hat er mehr für sich! Herr und Frau Thaler! Ha!“ — er sprang auf — „es ist nicht nur nicht gut, es ist unmöglich!“

Die Züge der Baronin wurden ernst. „Sagen Sie mir um Himmels willen, teuerster Fürst, warum Sie das Glück und den Frieden meines Kindes stören wollen?“

„Diese Heirat bringt ihr nicht Glück, nicht Frieden. Sehen Sie den Finger Gottes daran, daß sie noch nicht stattgefunden hat!“

„Ich wiederhole, daß Gabriele nur aus Laune die Hochzeit aufschiebt. Was sich liebt, neckt sich. Ich schwöre Ihnen, daß sie ihren Bräutigam liebt.“

Agathon, der vor der Baronin auf und ab zu gehen begonnen hatte, blieb plötzlich stehen. „Gabriele ist viel zu vernünftig, zu modern, um ihrer Liebe angeborne Neigungen, überlieferte Grundsätze unterzuordnen. Sie wird stets mehr klug als verliebt sein. Sie, Baronin, sind noch Vollblut-Romantikerin, das neue Geschlecht ist anders.“

„Und doch benehmen Sie sich eben jetzt genau so wie ein Verliebter in meinen Tagen.“

„Das ist nicht Liebe, sondern Freundschaft — Erbarmen mit einem Wesen, das an einem Abgrund wandelt. Für Geld! Geld! Geld!“ Er griff an seinen dünnbehaarten Scheitel. „Es ist um den Verstand zu verlieren!“

Da sehe einer! dachte die Baronin; dieser eitle Mann, der Fischblut zu haben schien, wird aus Eifersucht zum Tiger.

„Mein teurer Fürst, auch ich bin ‚moderner‘ als Sie glauben. Erinnern Sie sich, was vor einem Jahre hier war“ — sie zeigte wieder mit dem Fächer umher — „und sehen Sie jetzt! Wer das kann, ist ein außerordentlicher Mensch. Um Millionen zu erwerben, braucht man Verstand und Glück; um

Millionen so auszugeben, Genie. Mit einem genialen Millionär macht man Ausnahmen. Meine Cousine, Gräfin Breitenwang, ist eine sehr stolze Frau, dennoch würde sie, wenn sie ihre fünf Töchter an einem ähnlichen Abgrund taumeln sähe —"

„Wandeln, meine Gnädige, ich sagte wandeln!"

„Wandeln sähe, nicht einen Finger rühren. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Wärme — seltsam, daß ich von solcher Wärme bisher keine Ahnung hatte!"

„Sagte ich denn nicht: Wer kann immer seinem Herzen folgen! Indes, ein Menschenschicksal ist unberechenbar — es können Umstände, Ereignisse eintreten. . . ." Er unterbrach sich, blickte nach der Thür und horchte. „Der Herzog wird uns vermissen," fuhr er nach einer Pause fort. „Seit einiger Zeit ist er mißtrauisch wie — wie. . . . Mein Gott, ich darf nicht reden. Aber ich beschwöre Sie, Baronin, thun Sie alles, um die Heirat zu verzögern!"

Frau von Schlern erhob sich und sah ihn mit blanken Augen an. „Wenn ich das thäte, würde ich den Namen einer Vollblut-Romantikerin verdienen."

Der Fürst hörte nicht mehr auf sie. Jemand war im Vorzimmer eingetreten. „Ich schätze diese Sammlung auf mindestens zehntausend Bände," sagte Agathon mit lauter Stimme.

Sie standen im länglichen Saal, dicht vor dem Marmorstandbild, die Baronin mit dem Rücken gegen den Eingang. Sie blickte Agathon erstaunt an.

„Seine Hoheit sendet nach uns!" lächelte Agathon, aber seine Augen blickten ängstlich.

Sie drehte sich um und sah den herzoglichen Leibjäger in den Saal treten.

Er kam über den dicken Teppich geräuschlos näher, machte in angemessener Entfernung eine Verbeugung und schaute dann die Baronin an.

„Wollen Sie zu mir?" fragte Agathon.

„Ich bitte um Vergebung, Durchlaucht, nein. Seine Hoheit der Herzog lassen der Frau Baronin Hochdero Entzücken über das Porträt der gnädigen Fräulein Tochter melden. Seine Hoheit brennen — brennen, der Frau Baronin Hochdero Eindruck persönlich zu schildern. Seine Hoheit begaben sich soeben in den Palmengarten."

Die Baronin erwiderte, daß sie sofort selbst Seiner Hoheit für die große Aufmerksamkeit danken werde. Ein Jahr früher würde sie dem herzoglichen Boten das Gleiche, doch in ungleich wärmerem Tone geantwortet haben.

Agathon bot der Baronin seinen Arm. Bevor sie gingen, warf er einen letzten Blick auf den „Pensiero“, der jetzt im dämmerigen Gemach geheimnisvoller denn je aussah. „Unheimlich!“ sagte er für sich.

Im nächsten Augenblick erstrahlten die Glühlichtlampen über den Lesetischen.

„Eine außerordentlich wohlthuende Einrichtung, die elektrische Beleuchtung!“

„Ach ja, wir sind hier vor Feuersgefahr ziemlich sicher.“

„Ziemlich — ziemlich,“ sagte Agathon und warf einen letzten Blick zurück in den Büchersaal. „Gnädige sind hier schon wie zu Hause?“

„Beinahe wie zu Hause. Meine zukünftigen Zimmer liegen über diesen Räumen. Ich hatte mir Gräfin Claudine zulieb meine Empfangszimmer im Rokokostil gewünscht. Hoffentlich ist die Rokokoeinrichtung der Gräfin ebenso bezaubernd wie meine.“

„Ich fürchte, nein. Der General, mein Schwager, ist in mancher Hinsicht sehr genau.“

Der Palmengarten war im Mittelbau, ein wahrer Zauberhain. Eine ungeheure Glaskuppel überwölbte ihn, die, nachts elektrisch beleuchtet, über der ausgedehnten Burg auf steiler Höhe eine unbeschreibliche Wirkung machte.

Sie begaben sich hinab ins Erdgeschoß, wo eine lange Doppelreihe reichgekleideter jugendlicher Diener mit Wachsfackeln den Weg bezeichnete, den Seine Hoheit Herzog Gebhart XV. gegangen war.

Die Baronin war doch tiefer bewegt, als sie den Fürsten glauben lassen, ja als sie sich selbst gestehen wollte. Ereignisse, Umstände können eintreten! Was für Ereignisse, welche Umstände meinte er? Agathon aber war zum erstenmal im Leben nicht mehr Herr seiner Leidenschaft. Als die ehernen Thürflügel beim Nahen des letzten Paares sich aufthaten, blieb er plötzlich stehen und fragte: „Wird die Baronesse jetzt anwesend sein?“

„Sicherlich.“

Er griff mit der Linken ans Herz; dann schritt er vorwärts. Der Anblick, den ihm der Palmengarten bot, war berauschend. Unter der ungeheuren Kuppel in magischem Lichte alle Formen und Farben der tropischen Flora! Doch Agathon hatte Sinn und Auge nur für eins: für Gabriele.

Die Gesellschaft, über hundert Köpfe stark, verteilte sich in Gruppen auf einen runden Platz, der sachte zu einem Hügel

seltener Blumen aufstieg, und auf die Wege, die strahlenförmig davon ausgingen. Man unterhielt sich halbleise, ohne den Herzog, Siegfried und Gabriele aus dem Auge zu lassen, die drei Hauptpersonen, welche, von den andern abgesondert, so zu sagen auf der Bühne standen. Gabriele war so berückend wie früher und doch verändert. Jetzt war sie ihrer Jugend angemessen und doch ebenso geschmackvoll eigenartig und ebenso kostbar wie die Generalin gekleidet. Sie erschien mehr selbstbewußt als selbstgefällig, sie hatte etwas von der Unnahbarkeit einer vornehmen Engländerin angenommen, aber keinen Reiz dafür eingebüßt. Als der Fürst in den Zauberkreis trat, richtete sie den Blick gelassen auf ihn; doch welche Glut war in den Augen! Dem Fürsten, der sonst kein Freund dichterischer Redewendungen war, kam das Wort André Chéniers in den Sinn: Sie ist schön und furchtbar.

Jener Blick, kalt und dennoch zündend, entschied über Agathons Beschlüsse, über ihr eignes und andrer Schicksal.

*　*
*

Es gab im nördlichen Flügel der Burg ein Speisezimmer, das für kleine Tischgesellschaften bezüglich der Raumverhältnisse, der Einrichtung und Ausschmückung mustergültig war. Die gedämpften Farben der Wände und Möbel, die Sammlung des Lichtes über der Tafel versetzten den Gast in jene behagliche Stimmung, die den Genuß leckerer Gerichte so sehr erhöht.

Ganz anders war der nach Süden gelegene Saal für große Tafeln und festliche Vereinigungen. Da war alles Prunk und Pracht, war mit Gold und leuchtenden Farben nicht gekargt. Die Anrichte, ein kunstvolles Schnitzwerk, lief ringsum, bis oben mit schönen Gefäßen, venezianischen Gläsern, silbernen Trinkschiffen, Majolikaplatten und helfernen Humpen verschwenderisch ausgestattet. Die Farbenglut der Wand darüber wirkte festlich, nicht prahlerisch. Die prächtige Felderdecke in Gold und Farben entsprach der Zeichnung des Fußbodens aus bunt überglasten Plättchen. Aber bei allem Schimmer und aller Mannigfaltigkeit der Umgebung blieb der Wert und die Kraft des einzigen Gemäldes ungeschmälert — freilich war es ein Tizian! Herzog Gebhart fand hier seine „Perle“: Bacchus und Ariadne, ein Gemälde mit einer Fülle lebensgroßer, jugendlich schöner Gestalten in herrlicher Landschaft.

Aus dem Speisesaal, welchen abends viele Hunderte von

Wachskerzen erhellten, trat man in eine Marmorhalle, welche gegen Süden nur durch eine Säulenreihe geschlossen und wieder elektrisch beleuchtet war. Von den Säulen führten Stufen auf die Terrasse. In schöner Mondnacht, wie sie dem verhängnisvollen Fest, das wir beschreiben, beschieden war, ließ Siegfried hier den Gestirnen ihr holdes Recht. Der Blick auf die schäumenden Brunnen, marmornen Gestalten und geheimnisvollen Baumgruppen, auf den glitzernden See in der Tiefe und die Berge ringsum übte auf jeden seine Macht; der laute Trinker, der von der Festtafel weg sich auf die Terrasse begab, sprach dort gedämpft, der Spötter verstummte und der Schönheitsfreund fühlte sich glücklich. Es fügte sich, daß nichts Kleinliches das schwärmende Auge störte. Wald oder Fels verdeckte die über das Land verstreuten Weiler. Man befand sich auf einem Eiland, wo die Lüfte milde und duftgewürzt wie im Süden wehten.

Gegen Westen bildete der vereinzelte Fels jenseit des Flusses die Seitenwand der Terrasse. Auch die gewaltige Wassersäule auf seinem Gipfel strahlte nachts in elektrischem Licht, eine Zaubererscheinung wie diesseits die schimmernde Kuppel über der Burg.

Um jenen Felsen zog sich der Schienenweg, und zweimal allnächtlich ging ein Rollen durch die Luft und es sauste der Schnellzug, der von Süden kam, wie derjenige, welcher nach Süden ging, mit Lärm und grellen Lichtern und Rauch um den wasserspeienden Berg.

Die Tafel war vorüber, der Ball begann. So gewandt Siegfried in ritterlichen Uebungen war, als Tänzer blieb er hinter dem schlechtesten Tänzer der Garnison zurück. Frau von Schlern pflegte diesen Makel ihres künftigen Schwiegersohnes mit dem Geschichtchen zu entschuldigen, daß nach den Mitteilungen ihrer „mütterlichen“ Freundin, der hochseligen Herzogin von Sagan, auch der berühmte Beau Fürst Lichnowski (jener unglückliche Felix!) ein mittelmäßiger Tänzer gewesen sei. Gabriele indes ließ die Entschuldigung nicht gelten, denn für sie selbst war Tanzen eine Leidenschaft. Wenn sie am Arme eines gewandten Tänzers dahinflog, hatte sie etwas Bacchantisches, freilich nicht in den Bewegungen, aber in der Unermüdlichkeit und Unersättlichkeit, in ihrem Blick, in ihrem Lächeln. Dann kam es vor, daß der zuschauende Bräutigam mit einem Seufzer sich abwandte. Obwohl Siegfried von Empfindelei frei war, gingen ihm die Worte Werthers durch den Kopf, „daß ein Mädchen, das er liebte, auf das er An-

sprüche hätte, ihm nie mit einem andern walzen sollte als mit ihm". Die Baronin wurde zuweilen ängstlich.

„Kannst du denn gar nicht einmal aussetzen? Was muß Siegfried denken!"

„Was ich mir dabei denke — nichts!" lautete jedesmal die Anwort Gabrieles.

Heute tanzten, da an Tänzern kein Mangel war, alle Damen: Gabriele und Mama, die fünf Comtessen und die Gräfin-Mutter; Adelige und Bürgerliche. Als Siegfried während einer Française in die Halle trat, sah er auch Burgi in der langen Doppelreihe. Eben leistete sie dem Ruf, vor- und zurückzugehen, mit schrecklich ernster Miene und vorsichtiger Haltung Folge.

„Tour de mains à droite!"

Gabriele reicht ihrem Ritter Agathon die Hand. Daß der Fürst so feurig blicken, so elastisch schreiten kann! Was flüstert er während der Pause seiner Dame Unglaubliches zu, daß sie so ungläubig lächelt! — Die Musik hebt wieder an.

„En avant!"

Wie schwebt Gabriele über den glatten Marmor! Wie leuchtet ihr Antlitz! Aber welche denn wäre nicht mit allen Sinnen beim Reigen? Burgi schlägt die Wimpern züchtig nieder — weil sie die Schritte zählt; wenn die Reihen sich lösen, die Paare durcheinander wirbeln werden, wird die Zillerthalerin in den Armen des Kadetten eben so selig sich wiegen wie Gabriele in den Armen des Hausministers.

Ich sollte wenigstens die Quadrillen mittanzen, sagte sich Siegfried.

Allein Gabriele hatte ihn so gar nicht ermutigt! Nachdem sie ihm eines Abends rundweg die Erklärung gegeben daß er kein guter Tänzer sei, hielt sie sich aller Verpflichtungen in dem Punkte ledig. Schmeichlerin war sie nicht.

Er begab sich in den Speisesaal, wo die Tafeln zum zweitenmal gedeckt waren, neue Kerzen brannten und zwischen Silber, Porzellan und Krystall frische Blüten und Blumenblätter lagen. Nichts sollte die Gäste auf Waldegg ans Ende der Freuden erinnern.

„Herr von Thaler!" rief Pittertschatscher aus einem Eckgemach. An der Ost- und Westseite des Saals war je eine Art Grotte oder Logenhalle, nach dem Muster des Giovanni da Udine mit Reben bemalt, welche von anderm Laubwerk durchzogen und von allerlei Getier belebt waren. In eine dieser behaglichen „Ecken" hatten die Alten sich zurückgezogen.

Dickleibige und schlanke, lang- und kurzhalsige Flaschen lagen in schönen Kühlgefäßen, und aus schönen Gläsern wurde getrunken. Das war für einen gerechten und vollkommnen Zecher wie der Doktor freilich Nebensache. Die meisten tranken französischen Schaumwein; er hielt sich an einen ungekühlten, mildkräftigen Burgunder. Siegfried mußte an den Tisch. Pittertschatscher machte ein grimmiges Gesicht, räusperte sich und begann: „Verzeihung, Herr General, wenn als der Allerälteste ich das Wort ergreife! Reiche unserm verehrten jungen Freund ein Glas, Major! Wie sagte schon Vater Homer?

Auch ist immer der Schmaus uns lieb und die Laut' und der Reihentanz!

Ja, mein guter und allgeliebter Herr von Thaler, Sie sind einer, der's nicht nur vermag, sondern der's auch versteht! Unser edler Wirt, der Herr auf und zu Waldegg, er lebe hoch!"

Die andern stimmten laut genug ein. Siegfried verneigte sich, stieß mit jedem an, ermunterte sie, dem abwesenden Kellermeister, Freund Berg, zu Ehren die Gläser zu tummeln, und schied dann aus der Tafelrunde, ohne eine Lücke zu hinterlassen.

Im Rauchzimmer, wo sonst nur arabische Lampen ihren bunten Schein auf die goldgestickten türkischen Polstersitze und persischen Teppiche warfen, waren auf Herrn von Kranzows Anordnung Spieltische und Armleuchter aufgestellt. Man spielte Macao und ähnliche anregende Spiele. Dazwischen reichten Diener Champagner, Eiskaffee und Claret-Cup. Als Kranzow einmal bemerkte, daß sich den Zuschauern, den „Kibitzen", der Herr vom Hause zugesellt hatte, sprang er auf und schlug ein Hip, hip! hurrä! auf den liebenswürdigsten aller Wirte, Herrn von Thaler, vor.

Begeisterte Zustimmung! Hip, hip, hurrä! schrien alle, als wären sie geborene Engländer wie der Lord. Nur Herr von Telegy rief Eljen! Da man wußte, daß Siegfried das Glücksspiel in seinem Hause ungern sah, hielt man ihn nicht zurück, als er auch diese Gesellschaft bald verließ.

Im Gang zum Palmenhaus saßen einige Bediente verschlafen auf kostbaren Truhen aus dem Cinquecento. Sie würden denselben ein modernes Schlafsofa jedenfalls vorgezogen haben. Beim Anblick Siegfrieds sprang jeder schleunigst auf. Er galt als guter Herr, doch scheute der erste Kammerdiener

wie der letzte Stalljunge seinen festen Blick. Das Paar vor der Thür öffnete die schweren Flügel weit vor ihm und machte sie sachte hinter ihm zu. Dann traten alle, ein halbes Dutzend oder mehr, auf den Zehen einander näher, steckten die Köpfe zusammen und zischelten.

Indes ging Siegfried unter den nickenden Farnen und stolzen Palmen nachdenklich auf und nieder. Ihm war die Wärme und der starke Duft der Tropen vertraut. Zuletzt ließ er sich in einem hochgelegenen Kiosk nieder und sah in das Wirrsal von mannshohen ungeteilten oder gefiederten oder fächerförmigen Blättern und glühend roten Blüten mit verlornem Blick. Die Ballmusik drang gedämpft zu ihm. Er horchte auf sie, wenn in einem Straußschen Walzer der Sang der Geigen wie eine Woge sich hob, die Bässe dröhnten und Trompeten und Pauken jubelnd einfielen. Dann sehnte er sich, Gabrieles hohe und doch wunderbar geschmeidige Gestalt zu umfassen und mit ihr sich zu wiegen, zu drehen, zu fliegen. Würde das nicht besser sein, ja, Trinken und Spielen noch immer besser sein, als hier allein zu sinnen und nach der Nahen sich zu sehnen?

Nein. Er war ja zufrieden. Es war die Fee der Einsamkeit, nicht der Schwermut, die ihn am Busen hielt.

Und wie sollte Siegfried nicht zufrieden sein! Noch jung hat er schon die Welt gesehen und in der weiten just den Platz zum Bleiben gefunden, der seinem Wesen entspricht, in einer Natur, die zugleich groß und freundlich ist. Er wohnt in schönen Räumen, heitere Menschen umgeben ihn. Und wenn er selbst bescheiden in seinen Freuden ist, so empfindet er doch die Wohlthat des Reichtums, indem er seiner Braut eine neue Welt geben kann.

Seiner Braut! Noch heute ist Gabrieles Besitz sein höchster Wunsch. Ihre Verzögerung der Hochzeit, ihre tausend Künste, ihn zu beschwichtigen und zu vertrösten, sollten ihn erzürnen. Doch wer *kann* ihr zürnen! Und wie gut, sanft, zärtlich ist sie nach Stürmen! Er liebt und weiß sich geliebt; das heißt so viel wie: nicht *immer* glücklich, aber zuweilen *sehr* glücklich sein!

Die Française war zu Ende. Die Damen ergingen sich am Arm ihrer Tänzer in der Halle, einige Paare im Freien, denn die Nacht war milde, eine wahre Hochsommernacht.

Auch Gabriele, am Arm Agathons, blickte verlangend in den Garten.

„Ich war noch nicht auf der Terrasse,“ sagte der Fürst.

„So kommen Sie! Siegfried ist irgendwo festgehalten: er wird mich finden."

Zwischen den Säulen sahen sich beide noch einmal nach dem Gewühl in der Halle um. Eben kamen der Herzog und Claudine in die Nähe. Die Augen der Geschwister begegneten sich. Claudine erriet ihren Bruder sofort; sein Blick sagte: Feßle den Herzog! O, sein Blick sagte noch mehr! Vor einem Jahr würde die Gräfin empört gewesen sein. Jetzt nickte sie zum Einverständnis. Der Neid! Der Neid! Sie gönnt Gabriele künftig einen Königsthron, wenn sie das gegenwärtige Glück derselben zertrümmern darf!

Nun stand Gabriele an der Marmorbrüstung und blickte, von Mondglanz übergossen, mit nur noch leicht atmender Brust, die Lippen lächelnd halb geöffnet, in die Landschaft.

„Es ist hier schön," begann der Fürst, „aber auch in diesem Eden wird die Schlange nicht fehlen."

„Die Schlange? Ich verstehe Sie nicht, mein Fürst."

„Ich meine die Stimme der Klugheit, die der Geblendeten sicherlich einmal sagen wird: Diese Gemächer, diese Gärten sind schön, aber sie sind nicht die Welt. In einem Kloster oder in den Bergen begraben und verschollen sein, ist im Grunde einerlei."

„Man ist nicht verschollen, solang man von sich reden macht. Und in diesem Grabe geht es, wie Sie sehen, sehr lebendig her."

„Auch ich habe Verbindungen, dennoch bildete ich mir niemals ein, meine Gäste länger als sommerlang auf dem Lande fesseln zu können. Zwar meint die Baronin, daß Sie im Winter reisen werden —"

„Warum nicht? Nach Paris, Nizza — Ich bekenne meine Vorliebe für städtisches Leben und Treiben."

„Ihr künftiger Gemahl scheint weniger Lust daran zu finden."

„Sie denken von seiner Ritterlichkeit zu gering, mein Fürst. Meine Wünsche sind seine Wünsche."

„Er wird gehorchen, aber nicht glücklich sein."

„Mein Glück ist sein Glück."

„Nun denn," sagte Agathon grimmig, „so gehen Sie mit ihm nach Paris oder Buxtehude, Sie werden dort wie da mit ihm eine Null sein!"

Gabriele richtete sich empor. „Was berechtigt Sie zu dieser Sprache, mein Fürst?"

„Sollten Sie das nicht mehr wissen, Gabriele? Wer ent-

zündete in meiner Brust ein Feuer, das nie, nie mehr erlöschen wird, wer als Sie mit Ihren sündhaft schönen Augen! Wer gab mir ein Recht, Sie Gabriele zu nennen! Gabriele! Wie oft gab ich Ihnen den Namen mit aller Zärtlichkeit, deren ein Mann fähig ist!"

„Mein Fürst, das sind Märchen aus alten Zeiten."

„Märchen!" rief er und faßte ihre widerstrebende Hand.

„Aendern wir Text und Melodie, oder ich muß Sie verlassen. Ich bin Braut und Sie sind der Gast meines Verlobten."

„Ich kam nur her, um Sie zu sehen."

Gabriele sah ihn spöttisch an. „Ich glaubte Sie schon seit zwei Tagen in Lichtenthal!? Das Haus meiner Mutter war Ihnen nicht verschlossen."

„War ich doch sicher, dort Ihren Bräutigam zu treffen. Meine liebe Baronesse, wenn man sich etwas unter vier Augen zu sagen hat, begibt man sich am klügsten in große Gesellschaft."

„Wir haben einander nichts zu sagen! Und doch! Da Sie mich durchaus an die Vergangenheit erinnern wollen — was für Erinnerungen an Sie habe ich denn? Vorerst an Schmeicheleien, Schwüre, dann an kühle Höflichkeit, feige Flucht! Ich brauche das Bekenntnis nicht zu scheuen, daß ich Ihretwillen viele Thränen weinte, denn Sie hatten das arme Mädchen zum Glauben berechtigt, daß Sie es ehrlich meinten, und Sie meinten es nicht ehrlich, nur weil ich ein armes Mädchen war. — Mein Fürst," setzte sie mit einem bösen Lächeln hinzu, „täuschen Sie sich nicht! Ich bin es noch immer."

Agathon fühlte das letzte Wort wie einen Schlag.

„Sie gehen zu weit. Fürs erste würde ich Ihnen einwenden können, daß Sie meinen Verlust nicht allzulang beweinten! Aber verdiene ich denn überhaupt Vorwürfe? Weil ich klug für uns beide war! Glauben Sie, ich würde mich zum herzoglichen Diener hergegeben haben, wenn ich die Mittel, standesgemäß zu leben, besessen hätte!"

„Und doch ermutigten sie mich!?"

„Wer glaubt im ersten Taumel nicht, daß Wunder geschehen werden, das Unmögliche möglich werden kann!"

„Ihre Erklärungen kommen spät. Wie würde ich Ihnen einst für die nüchternste dankbar gewesen sein! Was ich endlich vergessen, sei Ihnen nachträglich vergeben und dann für immer vergessen! Kommen Sie, Fürst; die Musik beginnt!"

„Ich weiche nicht von der Stelle und lasse Sie nicht!"

„Ich versprach diesen Tanz dem Herzog!"

„Man hänge mich, wenn er das noch weiß! — Sehen Sie, der Mann, der mit seinem Gedächtnis, seiner Ritterlichkeit und seinem Herzleiden prahlt, dort rast er mit Claudine hin! — Gabriele, das Unmögliche ist möglich geworden . . ." Er sah sich um und fuhr dann im Flüstertone fort: „Unser Tänzer dort ist wahnsinnig. Ich kann und werde es beweisen."

Gabriele schauderte. „Fürchterlich! Warum belasten Sie mich mit diesem Geheimnis?! — Ach, ich verstehe Sie jetzt! Aber glauben Sie mir teurer zu werden, wenn Sie Ihren Herrn und Freund verraten?"

„Er ist ein Verräter, an seinem Blut, seinen Ueberlieferungen, seiner Familie! Wenn heut unser großmächtiger Nachbar mit den Augen winkt, gibt er sein Land preis. Ich verrate lieber den Herzog als das Land."

„Soviel ich weiß, stand Ihre Wiege in Lichtenthal; und Sie sind nicht Minister des Staates, sondern des herzoglichen Hauses. Was Sie sinnen, ist und bleibt Verrat!"

„In der Politik gibt der Erfolg den Handlungen den Namen. Ich bin mir des Erfolges sicher. Wahrscheinlich würde ich ohne die Leidenschaft für Sie minder ehern gegen den Herzog sein. Leidenschaft ist bei Männern wie ich Wille! Ich will Sie erringen und sollten mehr als einer darüber zu Grunde gehen! Ich rede eine Ihnen ungewohnte Liebessprache. Fürchten Sie nichts für sich! Ich werde Sie auf den Händen tragen. Sie kennen Herzogin Friederike, die Base Gebharts. Eine gute, liebenswürdige Dame. Nur Mutter. Gabriele, als Fürstin Lichtenthal werden Sie Herrin im Lande sein!"

Die Preisgabe seiner furchtbaren Wissenschaft bewies Gabriele den Ernst seiner Absichten. Sie fühlte ihr Erblassen. Ihre Augen suchten Hilfe gegen den Versucher vor und in ihr. Aber Siegfried blieb unsichtbar.

„Mein Fürst," sagte sie, gewaltsam sich fassend, „es ist zu spät! — Schweigen um Schweigen! — Verlassen Sie mich."

„Wenn Sie mich nicht erhören, beschleunigen Sie sein Geschick! Dann stürz' ich mich kopfüber in die Handlung. Gabriele, es ist nicht zu spät! Nicht für Sie, denn noch sind Sie frei; nicht für mich, denn noch halte ich das Rad, noch tappt sein Argwohn im Dunkeln. Aber ich stehe nicht für morgen! Gewähren Sie mir also noch heute nacht eine Unter-

redung! In Gegenwart Ihrer Mutter! Gabriele — Geliebte — Fürstin! Gewähren Sie mir eine Unterredung!"

Sie flüsterte: „Nein!" und floh.

Agathon wagte nicht, ihr zu folgen. Denn der Herzog kam mit Claudine auf die Terrasse. Wie denn Agathon alle Herrschaft über sich verloren hatte, verwünschte er innerlich die Schwester, weil sie seinen Wunsch nicht besser erfüllt habe. Sie hinwieder glaubte ihr Bestes gethan zu haben, indem sie, gewandt in der Verstellung, auf Gebharts Begeisterung über das Gesehene einging und ihn im Lobe Siegfrieds und Gabrieles überbot.

„Sie haben recht," sagte der Herzog; „obgleich unser siegreicher Siegfried als Maler nur Mittelmäßiges leistet, ist er doch ein großer Künstler. Einen Lorbeerkranz für den Schöpfer Neu-Waldeggs! Wenn er sich zu Grunde richten sollte, werde ich ihn zum herzoglichen Hoftheater-Intendanten machen."

Gebhart war nicht lange im stande, eine Vorstellung festzuhalten, seine Gedanken waren immer von der Art der Irrlichter. Plötzlich fiel ihm ein, daß auf Waldegg der Morgen noch herrlicher sein müsse als die Nacht. „Das Schloß Ihres Bruders," sprach er, „ist ein stattlich Haus, ein echter Herrensitz aus dem Mittelalter. Doch da wir nicht mehr in den Tagen des Faustrechtes leben, ist mir der Blick auf die Landstraße nicht die Hauptsache. Ich muß mir von Ihrem Bruder Urlaub erbitten und mich wenigstens für eine Nacht hier zu Gaste laden. In Lichtenthal stürzen die Berge auf mich. Meine Augen sehnen sich ins Weite. Ich will die Gletscher dort im Morgenlichte sehen; sie erschrecken mich nicht; sie sind für meine Gedanken die krystallene Brücke nach Italien. — Sie lächeln, Gräfin?"

„Ich erinnere mich Ihrer Ausfälle gegen Dichtkunst und Dichter. Und doch sind Hoheit selbst Dichter!"

„Weil ich ein Naturfreund bin? Aber ich beschreibe die Natur nicht, sondern genieße sie. Das ist ein Unterschied." Damit trat er Gabriele in den Weg, sagte ihr neue Artigkeiten über Siegfried, das Schloß, das Fest und trug ihr zuletzt seinen Wunsch vor. Ihre Verwirrung wurde vom Herzog wie von Claudine falsch gedeutet. Welcher Sterbliche würde in solcher Lage nicht bestürzt, gerührt, erschüttert sein! Die Bitte Gabrieles, daß sie dem Verlobten die stolze Nachricht überbringen dürfe, wurde gnädig gewährt.

Da Siegfried nicht unter seinen Gästen war, wußte Gabriele, wo sie ihn zu suchen habe. In aller Hast erteilte

sie wegen der Aufnahme des Herzogs Befehle an die Dienerschaft, stellte der Mutter das weitere anheim und begab sich dann in den Palmengarten.

„Du suchst mich auf?“ fuhr Siegfried bei ihrem Eintritt in den Kiosk freudig empor.

Gabriele antwortete mit der Nachricht vom Herzog. „Ich habe bereits Auftrag gegeben,“ schloß sie, „daß die Gemächer, die Mama ahnungsvoll die Fürstenzimmer taufte, in stand gesetzt werden.“

„Vortrefflich. Es freut mich, daß es dem Herzog bei uns gefällt.“

„Wie kühl du das sagst! Siegfried! Das ist der Augenblick des Glücks! Greife zu, der Herzog, ein Herzog ist dein Gast!“

„Vermag Herzog Gebhart mehr über dich als ich selbst? Muß ein Herzog mein Fürsprecher, du weißt in welcher Bitte, sein?“

„Wie kannst du mich mißverstehen! Er schwärmt für dich. Wie ich ihn kenne, ist er jetzt bereit, dir alles zu gewähren, was ein regierender Herr gewähren kann. Und das ist sehr viel!“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel: Orden — Titel —“

„Willst du Frau Professorin werden?“

„Nein, denn der Herzog kann mehr, er kann dich adeln!“

Siegfried lächelte. „In dem Punkt seid ihr im lieben Deutschland euch doch alle gleich, der gute Pittertschatscher und meine stolze Gabriele. Steigen meine Bilder im Werte, wenn ich sie Siegfried von Thaler zeichne? Ist dieser Besitz schöner, wenn er einem Baron gehört? Macht ein Adelsdiplom den Menschen besser? Liebst du den Mann, oder den Titel? Steige ich auch bei dir im Werte, wenn ich im Rang steige?“

„Wir leben nun einmal in keinem Gleichheitsstaat. Erinnere dich, wie peinlich die Behandlung war, die dir im vorigen Herbst in Lichtenthal zu teil wurde!“

„Von wem wurde sie mir zu teil? Von denselben, die mich jetzt mit Artigkeiten überschütten, weil sie heute wissen, daß ich reich bin. Halte mich für keinen größeren Schwärmer, als ich bin. Ich bin nachgerade zur nüchternen Erkenntnis gelangt, daß auch in meinem Mutterlande Geld die Angel der Gesellschaft ist. Du hast es. Streu es mit vollen Händen aus! Verbreite Freude um dich! Schmücke dich! Ich bin glücklich in deinen Triumphen!“

Sie standen sich Aug in Aug gegenüber; Gabriele hielt sich mit nervöser Hand am Geländer.

„Wie denkst du dir unsere Zukunft?“ fragte sie nach einer Pause. „Wir bleiben doch nicht ewig in Waldegg?“

„Ist es dir als Heim nicht schön genug?“

„Schön! Schön!“ sagte sie ungeduldig; „man kann nicht immer die Berge ansehen und mag nicht immer die gleiche Tagesordnung. Bis gestern hatten wir seit Wochen dieselben Gäste. Waldegg dünkt mich bereits mehr Arche Noah als Paradies.“

Siegfrieds Antlitz wurde finster. „Dein erster Wunsch war ein festes Heim, und nun —“ Seine Vertrauensseligkeit war unverwüstlich. Schon hatte er wieder eine Entschuldigung für Gabrieles Launen. „Aber sei doch erst daheim!“ fuhr er lächelnd fort, „laß uns erst eine Familie sein und haben —“

„Nein, nein, täusche dich nicht; ich bin keine Hausfrau: ich will in die Welt. Sie ist eine Komödie, aber ich will mitspielen; sie ist ein Abgrund, aber ich habe etwas vom jungen Adler, der sich vom Felsennest in die Tiefe schwingt!“

„Du sollst die Welt sehen, liebe Gabriele. Wir machen unsre Hochzeitsreise nach Peru, zum Vater!“

„O nicht so weit, lieber Siegfried!“ bat sie und faltete die Hände. „Dein Vater wird zu uns kommen.“

„Gut, so suchen wir die europäischen Großstädte und Bäder auf, sobald und so oft dir Waldegg zu enge wird.“

Sie wußte, daß sein Herz an seiner Schöpfung hing; seine Opferfreudigkeit rührte sie. „Sprich mit dem Herzog!“ bat sie und faßte einen Blütenzweig und ließ ihn sanft durch die Finger gleiten. „O, ich bin nicht unbescheiden; ich bin schon mit einer kleinen Residenz, mit Amalienstadt zufrieden.“

„Das du so haßtest!“

„Eben deshalb. Ich will die Knüffe und Püffe, welche ich dort erdulden mußte, zurückgeben. Aber dazu ist mehr nötig als Geld! Mein guter Siegfried, die Welt, in der ich aufwuchs, die ich trotz aller Einsicht in ihre Mängel nicht missen kann, diese Welt sieht auf den Schein. Wenn es Rechtens ginge, würdest du Edler der erste unter den ersten sein. Aber wie es nun einmal ist, wird deine Frau, solang du dich in deinen Stoikermantel hüllst, deine arme Frau außerhalb Waldeggs immer die Zurückgesetzte sein. Und das will ich nicht, als das Kind meines Vaters nicht und als deine Gemahlin nicht!“

„Wohlan,“ sagte Siegfried, und es wurde wieder Tag in seinen Augen; „ich will auch darin deinen Wünschen und Neigungen die meinen unterordnen. Laß mich also sein, wozu ich mich berufen glaube, Maler, Künstler! Wenn das Genie der Fleiß ist, wird mir der Erfolg nicht fehlen. Dann als anerkannter Künstler will ich dir zulieb um die Würden werben, die mir das zufriedene Lächeln meiner Gabriele aufwiegt.“

„Ach, das heißt mich auf den Nimmermehrstag vertrösten!“

„Wie meinst du das?“

Sie vermied seinen Blick, indem sie antwortete: „Ich glaube nicht an diesen deinen Beruf.“

Er zwang sich zur Ruhe. „Es ist wahr, du hast mir darin nie geschmeichelt. Doch müssen darum alle, die mich loben, Schmeichler sein? So unfertig dein Bildnis noch ist, so fand es doch den Beifall der Kenner wie der Laien.“

„Sie lohnten dir mit einer höflichen Redensart, der für eine gute Tafel, der für einen Freundschaftsdienst. O Siegfried, Siegfried, du verachtest den Schein; verachte lieber die Welt, der der Schein alles ist! Zahle ihr mit der gleichen Münze! Warum mit langer Mühe erringen wollen, was dir auf ein Wort in den Schoß fällt! Es ist ja möglich, wenn du mit Trüffeln und Champagner nicht kargst, die Kameraden fütterst und die Schreiber bezahlst, es ist ja möglich, daß du mit der Zeit eine Berühmtheit wirst. Aber verlange nur nicht, daß ich jemals an diesen Ruhm glaube. Die beiden Professoren aus München — wie heißen sie doch? — sahen, da sie sich unbeobachtet glaubten, so einander an!“ Sie zog die Augenbrauen empor und rang die Hände. „Herzog Gebhart, der dir wohl will, Kranzow, Telegy — alle sagen mir sub rosa, daß sie das Porträt abscheulich finden. Meine Aufrichtigkeit kann dich nicht kränken, denn ich verliebte mich in dich, nicht weil du maltest, sondern trotzdem du maltest! Dein Maltalent ist mir ebenso gleichgültig wie dir meine adelige Geburt!“

Er fühlte ein Stechen in der Brust, eine Schwere in den Augen. „Gabriele,“ bat er leise, „wozu soll das führen!“

„Zur Erkenntnis deiner wahren Ziele. Kaufe die Gemälde, bezahle die Musik, woran sie sich berauschen, aber male und komponiere nicht selbst, sonst hast du einen Preis! Sieh auf die Welt um dich, nicht auf diejenige, welche du in Träumen aufbaust. Doch was rede ich! Sagst du nicht selbst, daß Geld die Angel der Gesellschaft ist? Wenn du so denkst, warum willst du nicht danach handeln?“ Sie trat dicht an ihn heran

und legte die Hände auf seine Schultern. „Jetzt bist du erzürnt über mich, und doch hab ich recht! — Du warst nie arm, deshalb bist du bescheiden, stolz bescheiden. Willst du, daß ich beim Herzog der Anwalt deiner, meiner Wünsche sei?"

Jetzt war sie seinem Bild ähnlich wie nie, und eben jetzt mißfiel sie ihm zum erstenmal. Wenn das meine Begabung ist, dachte Siegfried, mit dunklem Spürsinn das Häßliche im Schönen herauszufinden, verwünsch ich mein Talent. „Bemühe dich nicht," sagte er rauh, „du würdest mich in die unangenehme Lage versetzen, das herzogliche Geschenk zurückweisen zu müssen."

„Wenn er dir freiwillig, von dir ungebeten die Standeserhöhung antrüge, würdest du sie ablehnen? Das würde lächerlich sein!"

„Ein Mann, der mir ins Gesicht lügt, weil ich reich bin, kann mich nicht erhöhen."

„In Wahrheit bist du ihm gram, weil er deinen Künstlerstolz verletzt hat. Wenn er nun dein Bild dir ins Gesicht schlecht machte?"

„Würde ich ihn für einen ehrlichen Mann halten, aber auf seine Gunstbeweise dennoch verzichten."

„Das ist nicht mehr Stolz, noch weniger Bescheidenheit, sondern der bare Hochmut."

„Ich bin nicht hochmütig, nur hochgemut."

„Liebst du mich?"

Er preßte leidenschaftlich ihre Hand an seine Brust. „Werde morgen mein Weib!"

„Bringe mir ein Opfer!"

Er ließ ihre Hand. „Ich kann alles, nur kein anderer werden. Nimm mich, wie ich bin!"

„Wenn Herzog Gebhart in deiner Meinung nicht hoch genug steht, so gibt es höhere Gewalten."

„Ich beuge mich allen Pflichten meines neuen Vaterlandes," sprach er ruhig und fest, „aber ich stehe über jeder Gnade."

„Ist das dein letztes Wort?"

„In dieser Sache mein letztes."

„Sei's das letzte!" Beide schwiegen minutenlang. Sie hörten die Ballmusik, ohne ihr zu horchen.

„Wir weilten hier zu lang," begann Gabriele; „diese Treibhausluft — ich fühle mich unwohl."

Sofort war er wieder ganz Zärtlichkeit, bot ihr den Arm, wollte den Dienern rufen — sie wehrte ihm. „Kein Aufsehen! Bedanke dich, entschuldige mich beim Herzog! Ich werde mich mit Mama in aller Stille entfernen."

„Ich begleite euch."

„Du kannst deine Gäste nicht allein lassen. Das würde mehr als republikanisch sein. Wichmann oder ein anderer Diener wird uns bis ans Haus bringen. Da Frau von Collini tanzt und Herr von Collini spielt, wollen wir sie nicht stören."

„Doktor Haller und Pittertschatscher sollen dir auf dem Fuße folgen."

„Ich brauche keinen Arzt; ich bedarf nur frischer Luft und Stille."

„Ich werde nicht schlafen können."

„Auch ich nicht; du gabst mir zu denken!"

„Empfinde mir nach, und du wirst gerecht von mir denken!"

Als das Paar Arm in Arm an den Dienern draußen vorüberschritt, hatte auch nicht der pfiffigste eine Ahnung, daß es zwischen beiden „nicht richtig" sei. Sie paßten so gut zu einander, beide hoch und schön und jung.

„Suche sofort den Herzog auf!" sagte Gabriele, da sie in den Speisesaal traten, und entzog Siegfried den Arm.

„Vermagst du zu warten, bis ich von ihm zurück bin?"

„Nein, ich sehne mich nach Ruhe. Da kommt schon Mama — Lebe wohl!"

Er sah ihr in die Augen; sie blickten der Mutter entgegen. Die Baronin hatte Lichtenthal mit verdächtiger Fertigkeit die Schönheit und Kostbarkeit der mannshohen Lichtträger an einem Beispiel erklärt; jetzt segelte sie, von Diamanten funkelnd, von Seide rauschend, um die Tafeln herum auf das Brautpaar los.

„Morgen wirst du wieder munter und — gut sein, Gabriele! Also auf Wiedersehen morgen!"

„Lebe wohl!"

Der Fürst stand noch immer vor dem Lichtträger. Nach Siegfrieds Weggang trat Gabriele hastig auf ihn zu und sagte leise:

„Mein Fürst, Sie kennen die schwache Seite der Frauen und machten mich neugierig. Wenn Sie von diesen schönen Räumen und Tänzerinnen sich trennen können, erwartet Sie Mama in unsrer Wohnung —"

Ein Funkensprühen ging hinüber und herüber. Antworten konnte der Fürst nicht — die Stimme versagte — er verneigte sich nur.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum erstenmal auf Waldegg war Siegfried nicht fröhlich mit den Fröhlichen, zum erstenmal fühlte er die Pflichten der

Gastfreundschaft als Last. Er begriff nicht, daß man über den Weggang seiner Braut, nachdem er bemerkt und erklärt worden war, so leicht sich tröstete. Der Lärm in den Nebengemächern nahm zu, die Paare in der Halle wirbelten immer wilder, wie bunte Kreisel durcheinander. Zuweilen mußte Siegfried Rede stehen. Würdenträger mit besternter Brust schüttelten ihm freundschaftlich die Hände, schöne Frauen blickten ihn feurig, holde Mädchen schwärmerisch an. Er war und blieb verstimmt.

Fürst Agathon verließ das Schloß bald nach den beiden Damen. Seine Abwesenheit wurde nicht bemerkt, denn zu bemerkbar war der Höhere, der Herzog. Wie eine Schwalbe vorm Gewitter schoß er hin und her, war überall; eben noch hatte er der hübschen Schwester Collinis, die ein Gesicht wie von Elfenbein und das schwärzeste Haar hatte und nur italienisch sprach, das Triebwerk und die elektrische Beleuchtung des großen Springbrunnens auf dem Felsen drüben erläutert — da war er schon wieder bei den Spielern und setzte ein Goldstück auf Herzdame. Man sah ihn die fünf Comtessen nach den Jahrgängen herumdrehen — und da stand er wie aus dem Boden gewachsen vor dem Lord und dem General in einer Bogenlaube und fiel wie auf Stichwort ein: „Allerdings, Mylord, waren die Tories —“

Während der letzten Tanznummer vor der Raststunde — Nachtmahl, Feuerwerk, Cotillon standen noch bevor — flüchtete sich Siegfried ins Freie. Ueber der tageshellen Halle ragte die Burg mit Türmen und Türmchen, mit schwebenden Brücken und gewaltigen Mauermassen, mit der geheimnisvollen Lichtkuppel als Krone in den Nachthimmel; jenseits blinkte die schäumende Wassersäule; aber die übrige Welt lag im Dunkel, denn der Himmel hatte sich umwölkt.

Siegfried schwang sich auf die Brüstung und sah in die schwarze Tiefe. Der Streit mit Gabriele ging ihm durch die Seele. Mit Malen ist's für immer vorbei, sagte er sich. Die Welt wird wohl recht haben, daß ich ein Stümper bin. Aber durfte die Braut mir es sagen? Das und so vieles andre, was von Mädchenlippen häßlich klingt! Und welcher Widerspruch! Von Weltverachtung erkältet, von Weltlust erglühend!

Während er so sann, erdröhnte die Luft. Der Nachteilzug schoß aus dem Wald hervor und wand sich um den Felsen. Ein Pfiff; jetzt hielt er in Waldegg. „Erst Mitternacht,“ seufzte Siegfried. Da die Musik eine Pause machte,

hörte er das Läuten der Bahnglocke, das die Reisenden zum Einsteigen mahnte. Die Musik hob wieder an.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um acht Uhr morgens schickte Siegfried einen Diener ins Städtchen, der nach Gabrieles Befinden sich erkundigen und einen Blumenstrauß überbringen sollte. Der Diener kam zurück, mit verstörter Miene, die Blumen noch in der Hand, und meldete, daß die Baronin und Baronesse Gabriele mit dem Nachtzug abgereist seien.

„Abgereist!“ rief Siegfried mit bleichen Lippen.

Der Diener zuckte die Schultern. „Herr von Collini,“ sprach er, „bittet in einer Stunde vorsprechen zu dürfen.“

Doch da stürzte schon Siegfried an ihm vorüber durch die offene Thür.

Nach einer halben Stunde stieg Siegfried wieder den Schloßberg hinan — ein gebrochener Mann. Halbwegs mußte er sich niedersetzen; die Füße versagten ihm den Dienst.

Es war ein frischer fröhlicher Morgen. Das Herbstlaub — Purpur und Gold — glitzerte in der Sonne; Lichtblitze und Schatten liefen über die Steinbank; keckes Sperlingsvolk hüpfte und lärmte um den stillen Mann; vom Thal herauf aber klangen Glocken, denn es war Feiertag. Siegfried hatte die Arme aufgestützt, das Antlitz in die Hände verborgen — so traf ihn der Herzog.

„Siegfried!“

Der Angerufene erhob sein Haupt und sah mit dem hilflosen Blick eines Schwerkranken zu Gebhart auf.

„Ich weiß — ich weiß,“ sagte dieser sanft. „So dunkel die Zeilen sind, die Lichtenthal für mich hinterlassen hat, errate ich dennoch alles. Freundschaft ist ein schwacher Ersatz für ein verlorenes Liebesglück — immerhin: Siegfried, hier ist ein Freund!“

Im nächsten Augenblick sank ihm Siegfried stumm in die Arme.

* * *

Das Ereignis, das Siegfried tief unglücklich machte, hatte für viele eine heitere Seite. Nicht seit Menschengedenken gab es weniger Feindschaften und Fehden zwischen den ansässigen Familien Waldeggs als in jenem Herbst. Denn wichtigere Vorgänge hielten die Gemüter in Spannung und beschäftigten die bösen Zungen. Die Flucht Gabrieles, welche ein Wald-

egger Witzbold die Flucht vor dem Mammon nannte, war ein so schöner Gesprächsstoff, daß die bittersten Widersacherinnen sich versöhnten, um nur ja von keinem Kaffeekränzchen ausgeschlossen zu sein. In den Gasthäusern kamen die geselligen Vereinigungen im Herrenzimmer wieder in Aufschwung, und die „Knödelessen" im Bürgerstübl nahmen kein Ende.

Die Schloßgäste reisten noch am Tage, da der Verrat Gabrieles bekannt wurde, ab, die meisten aus Takt, die zäheren auf einen Wink des Herzogs. Etwa ein halbes Dutzend der letzteren mietete sich im Altbräu ein und vertrieb sich die Zeit mit Karten- und Billardspiel. Als innerhalb acht Tagen keine Einladung aufs Schloß erfolgte, gaben sie den Freund verloren und zogen davon.

Der Herzog blieb einige Tage auf Waldegg, um dann nach seiner Residenz zurückzukehren. Und von dort kam bald darauf die große Nachricht, daß Agathon Fürst Lichtenthal Gabriele Marie Luise Freiin von Schlern geehelicht habe. Nun war Gabriele den guten Waldeggern verständlich. Und wenn du mich verstehst, wirst du mir verzeihen!

„Den Deibel auch! Fürstin!!" sagte Herr von Kranzow, als er die Neuigkeit in einem Münchener Kaffeehause las, und drückte in den wenigen Worten die allgemeine Meinung aus.

„Eigentlich steht sie jetzt groß da," sagte Frau von Collini zur Frau von Bohusz.

„Herr Thaler ist reich; er wird sich trösten," meinte diese und bedauerte, daß ihre Aelteste nicht älter war.

Alles in allem: für die Gesellschaft war der Fall mit Gabrieles Heirat erledigt, abgethan, und jedermann fand es in der Ordnung, daß Lichtenthal der Hausminister des Herzogs blieb. Am ersten Empfangsabend der Neuvermählten erschien die Gesellschaft von Amalienstadt vollzählig, und Seine Hoheit verweilte bei ihnen eine volle Viertelstunde länger als am vergangenen Abend bei der Hofmeisterin der hochseligen Herzogin.

Seit er von der Braut verlassen worden war, wurde Siegfried von den Waldeggern wieder einfach Herr Thaler genannt. Unglück gilt bei Kleinstädtern — und wir fürchten, bei Kleinstädtern nicht allein — als eine Rangerniedrigung. Ihm that das nicht weh.

Bald nach Gabrieles Vermählung ward das Schloßgesinde mit Ausnahme der Gärtner und weniger Diener, wurden die Maschinisten, Handwerker und Arbeiter sämtlich entlassen. Ein zufällig in Waldegg anwesender Pferdehändler kaufte den Bestand des Marstalls; die Meierei blieb im Betrieb.

An einem regnerischen Herbstabend wurde beim Altbräu behauptet, daß Siegfried Thaler heimlich abgereist sei. Und so verhielt es sich. Er war der Neugier in einer unbewachten Stunde entwischt. Und ebenso still hatten Doktor Pittertschatscher und Nichte ihren Einzug ins Schloß gehalten. Siegfried vertraute ihnen die Aufsicht über die verödeten Gebäude an. Er würde thalauf, thalab keine besseren Hauswarte gefunden haben. Im Städtchen ging die Sage, daß man in stiller Nacht das Klirren von Burgis Schlüsselbund bis hinunter höre. Sie war allezeit selbst bei der Hand und rastlos hinter dem Gesinde her. Der Diener Wichmann verpflichtete sich, zwanzig Liter Wein an denjenigen zu zahlen, welcher ihm ein einziges Spinnengewebe im ungeheuren Gebäude zeige. Leider kam die Wette nicht zum Austrag, denn Burgi war den Neugierigen gegenüber unerbittlich, unbestechlich. Onkel Pittertschatscher legte ob des Verrats, den seine vergötterte Baroneß an seinem Halbgott Siegfried beging, nicht die geringste Entrüstung an den Tag, worüber mittelmäßige Menschenkenner sich wunderten. Er sagte zu allem nur: „Merkwürdig!“ In seinem neuen Daheim beschäftigte er sich hauptsächlich mit Weinküferei. Sonntags besuchte er regelmäßig seinen Freund, den Prior in Lichtenthal. Vor dem Hause mit den geschlossenen grünen Fensterläden, seinem eignen Hause, blieb er beim Hinweg, beim Herweg stehen, griff an seine Pelzmütze und sagte: „Servus!“ Im Schloß verbat er sich jeden Besuch.

So lag Neu-Waldegg während der braunen Herbsttage, im Wirbel des Weihnachtsschnees, im Frühlingswehen still wie ein verzaubertes Schloß, aber innen und außen blank wie ein Schmuckkästchen.

Wo war der Schloßbesitzer? Die einen meinten, in Italien, die andren, in München. Alle waren einig, daß er wieder male. Nur Burgi glaubte das nicht. Sie hatte nämlich im Malzimmer Gabrieles Bildnis mitten entzweigeschnitten gefunden.

„Gelt, armer Freund,“ sagte sie, während sie mehr den Riß als die Malerei betrachtete, „das war dein l e t z t e s Bild!“

Das arme Landkind kam dem Seelenzustand des einfältigen Reichen noch am nächsten. Siegfried malte wirklich nicht mehr. Auf die Gemütsbewegung folgte die Selbsterkenntnis. Er ging nach München und studierte dort diese und jene Meister der Gegenwart. Jeder bestrickte, alle verwirrten ihn. Mir fehlt der Dämon, gestand er sich. Wer durch den Anblick der Meisterschaft eingeschüchtert wird, statt das freudige Gefühl zu

haben: Das vermagst du eines Tages auch! wird niemals ein Meister werden. Nach einigen Wochen unstäten Wanderns faßte er sich als Mann und widmete sich mit dem Feuereifer eines Bekehrten dem Studium der großen Landwirtschaft. Er besuchte die Lehranstalt zu Hohenheim.

Mit Herzog Gebhart blieb er nach wie vor in brieflichem Verkehr. Er war ihm für die Teilnahme in schwerer Stunde dankbar. Wahre Dankbarkeit übt an der Wohlthat keine Kritik.

An einem Julitag wurde Siegfried in Hohenheim vom Herzog überrascht; einige Wochen später erschienen beide unverhofft auf Waldegg. Sie kamen unverhofft, trafen aber Burgi nicht unvorbereitet.

Mit Ausnahme der Wasserwerke und der elektrischen Beleuchtung war alles im Stand und Gang, als ob der Herr keine Stunde lang fortgewesen wäre.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Siegfried und sein Gast hatten das Mahl im Speisezimmer des nördlichen Flügels eingenommen. Der Herzog wich von seiner Lebensweise bedenklich ab; er trank vielen und schweren Wein, jetzt zündete er am Wachslicht, das sein würdevoller Kammerdiener hielt, eine Cigarre an. Nach einigen Zügen nickte er Siegfried zu und ging mit dumpf dröhnenden Schritten ins anstoßende Erkerzimmer voraus. Zuerst betrachtete er das Gemälde, das die eine Wand schmückte, eine Abendlandschaft von Claude Lorrain, Strom und Gebirge; dann trat er an das breite Erkerfenster. Oestlich stiegen über schroffen Wänden die zerklüfteten Kämme des Hochgebirges auf; dunkelgrüne Waldberge säumten im Westen das Thal. Durch fruchtbares, bevölkertes Gelände wand sich der Fluß. Soviel Kirchtürme, soviel Dörfer. Freundliche Höhen, bis zu den Gipfeln bebaut, mit Feldern und Matten, Weilern und Almhütten, bildeten den Hintergrund. Doch schlossen sie das Thal nicht ab; Fluß und Straße und Schienenweg führen zwischen Felsen in die Ebene hinaus, ins Deutsche Reich.

Der schnurgerade, weiße Eisenbahndamm fesselte den Blick Gebharts am längsten. Endlich wandte er sich ins Zimmer zurück und verglich seine Uhr mit der auf dem Kamin. Es ging auf sechs.

Im Stehen trank er ein Täßchen Mokka und zwei Gläschen Maraskino. Dann warf er die Cigarre in die Aschenschale, trat wieder vor das Bild, wieder vom Bild zum Fenster.

Jetzt nahm er im Lehnstuhl Platz, den sein allwissender Kammerdiener schon bereit hielt, und wies Siegfried den Sessel gegenüber an. „Und nun, lieber Freund," sprach er, „noch ein Glas — warum heucheln! — noch eine Flasche Ihres herrlichen Portweins; dann plaudern wir!"

Während die Diener mit tiefen Bücklingen rückwärts schritten, schlürfte der Herzog vom Wein, hielt das Kelchglas hoch und sagte: „Dieser Wein! Dieses Glas! Alles ist vollkommen bei Ihnen!" Er sah sich um, er war mit Siegfried allein.

Die Uhr auf dem Kamin schlug sechs.

„In fünf Stunden kommt der Zug mit Fürst Lichtenthal — wie ist Ihnen zu Mute?"

„Hoheit —"

Der Herzog drohte mit dem Finger. „Was habe ich mir ausbedungen?"

„Sie werden mir nicht zürnen, Gebhart: ich bin verstimmt — von Zweifeln gequält —" Er schlang die Finger ineinander. — „Der Mann ist an meinem Herzleid schuld — nun soll ich ihn unter meinem Dach willkommen heißen!"

„Blutet die Wunde immer noch? Ja, Siegfried, wenn Sie auf der Schwelle zu einer großen Zukunft nach dem sich umsehen, was hinter Ihnen liegt —! Seit meiner Jugendzeit lechzte ich nach einem Freund. In Ihnen, lieber Siegfried, fand ich mein Ideal. Ich kann Sie nicht mehr missen, ich sehe nur noch mit Ihren Augen. Mein Reich ist klein, meine Macht darüber beschränkt, dennoch —" Mitten im Schwung der Rede flog ein Lächeln über sein Gesicht; der herzogliche Hofschauspieler Schmuckert als Don Carlos fiel ihm ein — „dennoch glaube ich, Schulter an Schulter mit Ihnen, Gutes, Großes schaffen zu können, meinen Erben und Nachfolgern ein Beispiel zu geben. Aber ich kann Sie nicht nach Amalienstadt laden, kann Sie nie so ganz, wie ich wünsche, an mich fesseln, solang zwischen Ihnen und Fürst Lichtenthal Feindschaft besteht!"

„Feindschaft? Nein; aber die Unmöglichkeit, daß wir jemals Freunde werden."

„Das wird auch nicht verlangt. Ihr sollt euch nur versöhnen! Ich wünsche es; Fürstin Gabriele ersehnt es; der Fürst reicht die Hand dazu —"

„Wenn ich mich versöhne, soll ich auch vergessen — ich kann es nicht!"

„Gabriele bittet Sie, zu verzeihen —!"

Siegfried blickte mit starren Augen vor sich hin. „Sie entlockten mir damit ein Versprechen, das ich jetzt bereue. Ich muß es halten. Der Fürst ist heute nacht mein Gast."

Gebhart sah ihm forschend ins Gesicht. Sollte nicht doch ein Rachegelüstchen unter der Wehmut glimmen? Nein, dieser Mann spricht, wie er denkt. Er wird Lichtenthal nicht als Freund, aber wie einen König aufnehmen.

„Siegfried, Sie sind ein Thor."

Der andre schaute mehr vom Ton als vom Wort betroffen auf.

„Oder haben Sie kein Blut in den Adern? Wenn Fürst Lichtenthal nicht Ihr Feind ist, gab es niemals einen Judas, und der zwölfte Apostel sind Sie, frömmer, heiliger als alle andern!"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn hasse, daß ich ihn so halten, so zerdrücken möchte!" Das Kelchglas ging in seiner Hand in Scherben. Seine Finger bluteten. Siegfried wollte ihm beispringen. „Aderlassen ist gut!" rief der Herzog mit rauhem Lachen. „Bleiben Sie!" Und mit der Geschicklichkeit des Weidmanns schlang er sich selbst sein Taschentuch um die verwundete Hand. „Ich hasse Lichtenthal. Es überrascht Sie? Ich liebe zu überraschen. Warum ich ihn hasse? Lichtenthal hat Ihnen die Braut gestohlen. Abscheulich! Doch man tröstet sich über den Verlust einer Geliebten. Aber man tröstet sich niemals über den Verlust seiner Macht! Und Fürst Lichtenthal will mir an die! Er stahl mir meine nur ihm vertrauten Gedanken und verkaufte sie meinen Widersachern. Er beschlich mich im Zorn. Was ein leidenschaftlicher Mann wie ich im Zorn redet, sollte nicht als Zeugnis gelten. Allein Widersachern gilt alles. Er verkaufte ihnen meinen Zorn. Er stahl mir die Treue meiner Diener. Alle außer einem wurden Kundschafter, wurden Verräter. Dieser einzige Getreue — er verließ uns soeben — öffnete mir die Augen über den falschen Freund. Wie sah ich ihn jetzt!" Gebhart schlug sich mit der blutigen Hand vor die Stirn. „Es war um den Verstand wirklich zu verlieren!"

„Mein Fürst," sagte Siegfried, „ich bin fassungslos."

„Gabriele wurde meine Rettung. Seine Leidenschaft für sie machte ihn blind und albern. Er sah nicht, daß ich mit den gleichen Waffen mich zu wehren begann. Er verlor in ihren Armen seine beste Kraft: seine Kaltblütigkeit! Er zaudert, ich handle. Mehrere Gründe bewogen mich, auch Sie über meine

Gesinnungen und Absichten bis heute zu täuschen. Zürnen Sie nicht! Dafür räche ich auch Sie!"

Siegfried stand auf.

„Und wieder ist die schöne Gabriele unbewußt meine Verbündete. Ob sie das Gewissen oder — alte Liebe quält: der Plan einer Versöhnung zwischen Ihnen und Lichtenthal ging von der Fürstin aus. Ja, sie bestand auf Versöhnung. Alle Wetter, wie beredt ich sie dabei unterstützte! Mein blinder Agathon willigte ein. Ich machte den Vermittler. Sie waren spröde, doch endlich, aus Großmut oder — alter Liebe, nicht unerbittlich. Da Schloß Lichtenthal neu getüncht wird, luden Sie den Fürsten nach Neu-Waldegg, wo er seinen teuersten Gebieter nach vierwöchentlicher Trennung wiedersehen und umarmen kann. Gesamtergebnis: Fürst Lichtenthal trifft heute nacht hier ein! Ahnen Sie jetzt den Schluß?"

„Ich fürchte — doch nein, es ist unmöglich!"

Mit demselben Zuge, der uns den Fürsten bringt, erwarte ich ein Dutzend Braver. Gericht und Polizei, Würdenträger und Handlanger. Sie folgen dem Ahnungslosen, wenn auch nicht so dicht wie sein Schatten, aber so unaufhaltsam wie Wölfe der Witterung. Wir zwei indes haben ihn empfangen, wir schütteln ihm die Hand, wir setzen ihn an die Tafel. — Und dann —"

Jetzt sprang auch Gebhart auf. Seine Augen funkelten; Blut klebte an seiner Stirn. Siegfried graute vor ihm.

„Dann — mit dem Glockenschlag zwölf öffnen sich die Thüren und herein brechen meine Braven, meine Wölfe —" Er streckte den Arm aus. „Im Namen des Herzogs, Fürst Lichtenthal, Sie sind verhaftet!"

„Das in meinem Hause!" rief Siegfried außer sich. „Das meinem Gast!"

„Mein edler Don Quichotte, sagte ich Ihnen nicht, daß ich daheim mir niemals klar bin, wer zu mir hält, und wer nicht? In meinem Palast würde möglicherweise der gute Agathon den Spieß gegen mich wenden. Hier, in Ihrem Zauberschloß, bin ich meiner Leute sicher und hoffe im Notfall auf Ihren und Ihrer Leute Beistand."

„Hoffen Sie auf nichts; ich werde den Fürsten warnen."

„Das werden Sie nicht." Gebhart öffnete die Thür; sein Kammerdiener trat ein, wenn auch wie auf Gummisohlen, doch würdevoll.

„Wie steht's?"

„Alles nach Befehl, Eure Hoheit," erwiderte der Alte mit

einer tiefen Verbeugung vor dem Herzog. „Herr Thaler“ — er verneigte sich herablassend vor dem Schloßbesitzer — „Herr Thaler besoldet gegenwärtig zwei wirkliche Livreediener und drei Gärtner. Auf Mamsell Burgis Anordnung staken heute die drei Gärtner in Livree.“

„Er merkt alles!“ sagte der Herzog zu Siegfried. „Fahre fort!“

„Da Seine Durchlaucht Fürst Lichtenthal — z. B. mit einem Sonderzug — auch vor elf ankommen kann, sandte ich im Auftrage Herrn Thalers und unter Anführung Doktor Pittertschatschers sämtliche fünf schon jetzt nach dem Bahnhof.“

„Bravo!“

„Mamsell Burgi ist auf dem Wege nach Lichtenthal. Sie wird — nach Herrn Thalers Wunsch — das Schreiben Eurer Hoheit an den hochwürdigen Prior beim Klosterpförtner eigenhändig abgeben. Somit sind gegenwärtig nur herzogliche Bedienstete im Schloß.“

„Bravissimo! O, ‚er ist zehnmal klüger und verständiger denn alle Sternseher und Weisen in meinem ganzen Reich!‘“

„Eure Hoheit,“ fiel Siegfried voll Entrüstung ein, „ich muß bemerken —“

„Aufklärungen später!“ unterbrach ihn kühl der Herzog. „Und wie stark seid ihr?“

„Abgesehen von Eurer Hoheit Mundkoch, Monsieur Dubois, und meiner Wenigkeit, vier: die Büchsenspanner Streit und Gieseke, Leibkutscher Sauer und Reitknecht Friedrich.“

„Gut. Herr Thaler ist für niemand zu sprechen. Sag Dubois, daß um ein Viertel nach elf aufgetragen wird. Und daß er Fürst Lichtenthals Lieblingsgericht, einen Pouding à la Fontainebleau, nicht vergesse!“

Der alte Herr verbeugte sich, schielte nach der verwundeten Hand seines Gebieters und sagte: „Gestatten Eure Hoheit, daß ich Hochdero Verband — fester (er sagte nicht ‚besser!‘) knüpfe?“

„Nicht nötig, mein guter Horazio! Geh!“

Der Alte verbeugte sich abermals und — man möchte sagen — zerfloß.

Gebhart nahm wieder im Lehnstuhl Platz, diesmal ohne den andern zum Sitzen einzuladen.

„Mein edler Don! Ihre Schwärmerei wirkt ansteckend: Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Schloß vor Ankunft des Fürsten nicht ohne mich zu verlassen, und ich bin beruhigt. Andernfalls würde ich Sie im eignen Haus als

Gefangnen behandeln. Morgen mögen Sie mir dafür den Prozeß machen."

Siegfried schwieg.

„Entscheiden Sie sich! Fürst Lichtenthal hat mich, hat Sie verraten, dem Mann wird sein Recht!"

„Er mag schuldig sein, allein er kommt auf meine Einladung, im Vertrauen auf meine Ehrlichkeit! Sie durften meinen Namen nicht mißbrauchen; mein Haus ist keine Mausefalle. Auch wenn Ihr Ueberfall gesetzlich ist, was ich bezweifle, bleibt er in meinen Augen häßlich."

„Gesetzlich oder nicht! Glauben Sie, man werde mir wegen Lichtenthals den Krieg erklären oder mich vor ein Schiedsgericht meiner großmächtigen Vettern rufen? Die Hauptsache ist, daß er die schriftlichen Beweise seines verräterischen Verkehrs, seiner Bestechungen und der eignen Bestechlichkeit immer bei sich führt. Mit diesen Papieren stelle ich ihn an den Pranger, bringe meine Feinde zum Schweigen, mit diesen Papieren setze ich die Welt für mich in Flammen!"

„Getäuscht, überfallen, beraubt! Und das alles in meinem Haus! Mein Herz hängt an diesem Heim. Ich erbaute es dem Schönen, der Freundschaft, der Gastlichkeit!"

„‚Hartes Geschick ist, was mir gebietet, so zu verfügen!' Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Recht. Uebrigens hat der Fall seine politische Seite. Als heller Kopf, als deutscher Patriot müssen Sie mir den Sieg wünschen, mich zum Siege unterstützen!"

„Ich handle nach meinem Gewissen," sagte Siegfried und legte bezeichnenderweise die Hand aufs Herz. „Es empört sich gegen Ihre Handlungsweise. Man gelangt zu seinem Recht niemals durch Unrecht!"

„Mann, denken Sie an Ihren Triumph über Gabriele, an meine Dankbarkeit, an seine Handlungsweise!"

„Er ist mein Gast."

„So begrüßen Sie Ihren Gast, das übrige ist meine Sache."

„Ich werde den Fürsten nicht nur warnen, sondern nötigenfalls verteidigen!"

Der Herzog schlug ungeduldig an seine Rocktasche.

„Hüten Sie sich! Ich opfere zehn Freunde, bevor ich einen Feind aus den Fingern lasse!"

Lichtenthal hat recht, dachte Siegfried, er ist wahnsinnig! Er ging händeringend im Zimmer auf und ab. Dann trat er dicht vor den Herzog und sagte: „Herzog Gebhart, ich dulde es nicht. Verlassen Sie mein Haus!"

Gebhart maß ihn mit kaltem Blick. „Soll ich meine Bedienten rufen? — Ich muß es, wenn Sie Ihr Ehrenwort verweigern! Dann findet der Empfang ohne Sie statt und wir fassen ihn schon in der Halle. Weniger wirkungsvoll, aber sicherer!"

Siegfried biß die Zähne aufeinander. „Sei's denn!" sprach er nach einer Weile. „Ich füge mich der Gewalt. Was habe ich zu thun?"

Der Herzog rief seinen Kammerdiener ins Zimmer. „Herr Thaler," sagte er laut, herrisch, „geben Sie mir in Gegenwart dieses würdigen Mannes Ihr Ehrenwort, daß Sie das Schloß heute nicht ohne meinen Willen verlassen und daß Sie weder dem Fürsten noch irgendwem meine Absicht durch Wort, Miene oder Gebärde verraten!"

Siegfried gehorchte.

„Bin ich jetzt entlassen?" fragte er nach seiner Erklärung.

„Wohin wünschen Sie zu gehen?"

„Ist denn das jetzt nicht gleichgültig?! Meinethalben — in den Büchersaal!"

„Verzeihung, Ihr Ehrenwort ist Gold! Bewegen Sie sich frei in allen Räumen, bis ich Sie um Ihren freundlichen Beistand beim Empfang bitten werde." Gebharts Mienen hatten sich aufgeheitert. Er legte die Hand auf Siegfrieds Schulter. „Machtfragen sind immer unerquicklich. Das hält mich nicht ab, vor Ihrem Charakter den Hut zu ziehen. — Sie sollen von keinen Aufpassern belästigt werden. Ich selbst denke in diesem herrlichen Stuhl ein Schläfchen zu machen. Punkt halb elf wirst du mich wecken!"

Im Büchersaal ließ sich Siegfried in einen Stuhl sinken. Die Uhr schlug sieben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herzog lag in festem Schlaf, als Siegfried bei ihm eintrat und die Hand auf seine Schulter legte. „Herr Herzog!" rief er; „auf!"

Gebhart fuhr empor. „Wieviel Uhr?"

„Es ist zehn."

„Sie sind's! — Pfui, welche Luft! — Wo ist mein Kammerlakai? Teufel, was ist das?" Er rieb sich die Augen. Es war Nacht und es brannte kein Licht im Zimmer und war doch hell, unheimlich hell. Ein roter Glanz lag auf den Ledertapeten, dem Kamin, dem Claude Lorrain, auf Siegfried.

„Ich habe Ihre Diener in der Küche eingeschlossen. Sie ist vergittert, aber wir können sie jetzt befreien."

Der Herzog hörte nicht Siegfried, hörte Sturmglocken und Hornrufe, stürzte ans Fenster und riß es auf. Rauch von Funken durchsprüht schlug herein und trieb ihn zurück.

„Das Schloß brennt!“

„Zu dienen, Hoheit; wir haben Eile!“

„Ha, jetzt versteh ich Sie!“ schrie der Herzog. „Barbar, mein Tizian!“

„Wir werden ihn retten. Vorerst habe ich meine Ehre gerettet.“

„Thor!“ Eine Waffe blinkte in Gebharts Hand, ein Schuß krachte — Siegfried drehte sich herum und brach dann zusammen. Gebhart floh aus dem Zimmer, fand eine Treppe, stolperte hinab. Rauch war überall.

Das erzbeschlagene Eingangsthor war von innen verriegelt. Die Helfer draußen wüteten mit Aexten dagegen. Der Lärm leitete Gebhart. Er erinnerte sich seiner Diener. Aber wo ist die Küche? Er zauderte. Da packte ihn jemand an der Schulter. Feuerwehrmänner waren durch die Fenster in den ersten Stock eingestiegen. Der Herzog, seine Diener waren gerettet.

Im Nordflügel schlugen Flammen fast aus allen Fenstern. Die Bücherei, die Gobelins, die Vertäfelungen und Holzdecken brannten wie Zunder. Es galt nun den Feuerherd zu beschränken, den Mittelbau und südlichen Flügel zu retten.

Hornrufe klingen warnend in die Vorhalle. Fackelglanz kämpft da mit schwärzlichem Qualm, der stoßweise die Galerietreppe sich niederwälzt, als läge droben ein feuerschnaubender Drache. Im Flackerlicht blinken die Helme der Feuerwehrmänner, die Waffen und Schilde an den Wänden. Dort grinst eine indianische Kriegermaske — Rauch! — ein Pfau schlägt sein Rad — Rauch! — ein Adler spreitet die Flügel — Rauch und ein Funkenregen.

Das Horn ruft: Zurück! zurück!

Feuerwehrleute und Soldaten drängen hinaus.

Da schwankt und keucht mit schwerer Bürde Burgi als letzte durch die Halle. Sie allein suchte Siegfried. Endlich fand sie ihn in jenem Erkerzimmer. Er lag auf der Erde, bewußtlos oder tot. Sie hob ihn auf und trug ihn, tapfer und stark wie eine Walküre, aus den Flammen.

* * *

Auf der Bank vorm Bauernhaus halbwegs der Lahneralm saß Herr von Berg, so müd und erhitzt wie einst die Nahter-Cilly an derselben Stelle. Die Bank war wahrscheinlich nicht

mehr dieselbe, denn das Haus war umgebaut, um ein Stockwerk höher, außen schmucker, innen heller geworden. Das Haus gehörte jetzt zu Siegfrieds Alm und wurde von ihm und seiner Ehefrau Burgi bewohnt.

Also auf der Bank saß Berg, Hut und Stock in der einen, das Taschentuch in der andern Hand. Es war drückend schwül, und die Wolken, die Regen und Erquickung verhießen, lagerten noch jenseit des Hauptthals über dem Hochgebirge. Aber trotz Schweiß und Müdigkeit würde Berg gern einen Jodler ausgestoßen haben vor Uebermut und Freude, wenn er nur jodeln gekonnt hätte. Denn er sollte seinen Freund, Bruder, Sohn Siegfried wiedersehen!

Der alte Thaler war im Frühjahr gestorben. Nichts hielt unsern Sinbad mehr in Lima zurück. Er setzte sich auf die Bahn, die er mit gegründet hatte, und dann in den Sattel, und wieder auf die Bahn, und fuhr übers Meer und wieder auf der Bahn und so fort, bis er glücklich auf der Bank aus einer Lichtenthaler Lärche saß.

Doktor Pittertschatscher, der ihn von seinem letzten Rastort Waldegg abgeholt und heraufbegleitet hatte, war ins Haus gegangen, um seine Nichte auf den Besuch vorzubereiten. Seit der Alte Hoffnung hatte, Großonkel zu werden, hätschelte er Burgi wie eine Stadtdame.

Jetzt trat er mit ihr aus der Thür. Sie war weder eine zarte, noch eine majestätische Erscheinung, doch ein Bild der Gesundheit und Kraft. Unentwegt gute Laune blitzte aus ihren Augen.

Sie freute sich selbst, und doch waren ihre ersten Worte: „Die Freud für Siegfried! Die Freud!“ Sie reichte ihm beide Hände hin. „Ja, grüß Sie Gott viel tausendmal!“ Sie sahen einander an und eins gefiel dem andern aufs neue. Nicht als ob Herr von Berg jemals früher eine Ehe seines Lieblings mit der Zillerthalerin für möglich gehalten hätte! Aber was uns gedacht unmöglich erschien, finden wir später als Thatsache ganz natürlich.

„Der Siegfried ist auf der Alm,“ sagte die Frau; „sonst war auch ich um die Zeit oben, aber jetzt —“ Sie stockte und wurde rot. „Aber er ist sicher schon auf dem Abstieg.“

„Mögen Sie keinen Wein?“ fragte Pittertschatscher.

„Nicht, bevor Siegfried kommt!“

Nun saßen alle drei auf der Bank seelenvergnügt; nur machte der Hausfrau das nahende Gewitter Sorgen. „Wie's schwarz kommt!“ sagte sie; „ich begreif' nicht, daß sie drunten noch nicht die Wetterglocken läuten!“

„Ueber das abergläubische Zeug ist meine Nichte noch immer nicht erhaben!“ sprach Pittertschatscher.

„Am Ende hält das Wetter Siegfried oben zurück!“

„Nein, er kommt sicherlich bald, denn um acht haben sie in Lichtenthal Gemeindesitzung. Die versäumt er nicht. Da schmunzelt der Herr von Berg. Ja, ich hätt' es früher auch nicht geglaubt, daß aus einem Maler ein gescheiter Bauer werden kann. Freilich hatte Siegfried schon immer Lust und Liebe zum Land. Jetzt ist er der angesehenste Grundherr weit und breit und Gemeindevorsteher von Lichtenthal. Das ist so viel und so wenig wunderbar, wie daß ich heut Frau Thaler bin. Das Beste kommt nicht immer auf dem kürzesten Weg zu stand! Aber daß es so am besten kam, weiß ich heut: denn er paßt zu mir und ich zu ihm!“

„Ja, meine gute, liebe Frau Burgi, ich weiß, was er Ihnen zu danken hat!“

„So hab' ich es nicht gemeint. — Und da kommt mein Mann! Siegfried, da guck her!“

Und dann lagen sich die Freunde in den Armen. Siegfried weinte. Berg hatte seinem Vater die Augen zugedrückt.

„Junge,“ rief Berg, seine Rührung bemeisternd, und musterte den andern, „du hast höllisch gealtert, aber nie gefielst du mir besser!“

„Landleben — gesund Leben. Freund, morgen zeig' ich dir meine Alm — o, du wirst Augen machen! Jetzt sieh mein Haus!“

Als das Freundespaar wieder ins Freie trat, war das Wetter schon nahe und sie hörten es donnern. Pittertschatscher war im Hause zurückgeblieben, er sah im Keller nach. „Denn den Berg kenn' ich,“ sagte er sich, „heut wird er wieder ‚pommersch‘ trinken.“ Burgi aber und ein paar Mägde standen am Rand des Abhangs und schauten dem Gebräude und Wechsel der Wolken zu.

Die Freunde nahmen auf der Bank Platz.

„Und du bist glücklich?“ fragte Berg.

„Ja. Ich liebe Burgi anders als Gabriele. Wie es damals in mir wogte und wühlte, würde ich nachzuempfinden umsonst versuchen! Aber ich glaube, daß jene leidenschaftliche Liebe mehr Pein als Wonne war! Die Liebe zu Gabriele überkam mich wie ein Sturm, Burgi l e r n t e ich lieben. Jene Liebe ist keine Gewähr für eine glückliche Ehe. An meinem Eheglück erstarkt und wächst die Liebe. — Ja, ich bin glücklich. Wie mir von meiner Verwundung kein Nachteil für

meine Gesundheit blieb, so blieb mir von jenen seelischen Kämpfen kein Haß. Ueber meinen künstlerischen Mißerfolg lächle ich heut. Ich bin Landwirt mit Leib und Seele. Diese Bergnatur ist zuweilen eine rauhe Mutter, allein ich zwinge sie zur Freundlichkeit, wie mich die Menschen trotz aller Enttäuschungen immer wieder zur Menschenliebe zwingen."

Berg nickte nachdenklich vor sich hin. „Als ich in Waldegg ankam," sprach er, „war mein erster Gang zu Collini. Der Mann hat sich ebenso klug wie freundschaftlich benommen. Uebrigens regiert ja der Herzog heute noch und Fürst Lichtenthal ist — sein Hausminister. — Collini war leider verreist. Dann besuchte ich Schloß Waldegg. Der neue Besitzer, unser alter Bekannter, der Lord, läßt also den nördlichen Flügel nicht mehr aufbauen! Immerhin ist es noch ein stattlicher, ein schöner Sitz. — Aber Siegfried! Siegfried! Was mußte ich hören! Hast du wirklich auf deine väterliche Erbschaft verzichtet?"

„Ich verzichtete darauf."

„Mensch!"

„Ich verzichtete darauf zu gunsten der Bestimmung, die mein Vater für den Fall meines Ablebens vor ihm traf, mein vielverkannter Vater. Berg, in fünf deutschen Städten haben viele Tausende Arbeiter dank dieser Bestimmung heute ein festes Heim! Der Gedanke daran ist doch meine schönste Freude! Uebrigens bin ich noch immer reich genug, um dies Geschenk vor meiner Familie rechtfertigen zu können. Wenn meine Kinder wohlgeraten, werden sie nie darben."

„Alles in allem: du hältst diese Welt für die beste Welt!?"

„Freund, laß uns für einen grauen, rauhen Himmel arbeiten, aber auf einen azurnen, immer heiteren hoffen. Wenn nicht für uns, so für die Kommenden."

Im Thal hoben die Glocken das Wetterläuten an. In der schwülen Stille drang es laut und feierlich herauf. Burgi und die Mägde knieten nieder, falteten die Hände und beteten.

„Deine Frau ist noch immer fromm!?"

„Und soll es bleiben. Oder weißt du, was ich dem schlichten Naturkind für seinen Glauben geben soll?!"

„Und du?"

„Freund, einer meiner Knechte war beim Heuen verunglückt, von senkrechter Wand abgestürzt. Sein Kamerad fliegt zur Alm hinab, schreit — alle mit Stricken, Leitern ihm nach. — Ich konnte noch nicht mitthun, nur schauen — schauen — bewundern! Es waren Bauern, Dienstleute. —

Aber wie kühn sie waren beim Rettungswerk! wie sie das eigne Leben einsetzten für das andre! Und als er endlich oben war, lebend, freilich mit gebrochenen Gliedern — wie zart und zärtlich sie den Unglücklichen hoben und trugen, mit neuer Müh und Lebensgefahr auf schwindelnden Pfaden hinuntertrugen! Und er war ein Zänker und Neidbold! — Freund, ich liebe die Menschen! Deshalb glaube ich ein guter Christ zu sein!“

Berg legte den Arm um seinen jungen Freund.

„Ja, mein reiner Thor, mein Parsifal,“ sprach er lachend, mit feuchten Augen, „du bist glücklich. Man sagt, die Millionen liegen auf der Straße. Aber Millionen sind nicht das Glück. Das Glück liegt in uns!“

Ende.

Nützliches Festgeschenk für Frauen und Mädchen!

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen
an eine Freundin

mit Beigabe eines

vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

Zwölfte Auflage.

Zwölfte Auflage.

a) Ausgabe für Süddeutschland,
b) Ausgabe für Norddeutschland, bearbeitet von L. v. Proepper.

Preis: in Leinwand geb. M. 5. 50. — Fs. 7. 35 Cs. fl. 3. 30 kr. Ö. W.

1400

zuverlässige durchaus erprobte Rezepte.

Kein andres Werk bietet einen so reichen Inhalt zu so billigem Preis.

Zwölfte

vermehrte und verbesserte Auflage mit zahlreichen Abbildungen.

Praktische Ratschläge über alle Zweige der Haushaltung.

Inhalt.

Arbeit. — Ordnung. — Behandlung der Dienstboten. — Reinlichkeit. — Sparsamkeit. — Haushaltungsgeld. — Haushaltungsbuch. — Küche und Speisekammer. — Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel. — Kochkunst. — Küchenrezepte. — Speisezettel. — Anordnung der Tafel. — Servieren und Tranchieren. — Familientisch. — Küche, Herd und Geschirr. — Küchenkalender. — Speisen und Getränke für Kranke. — Waschküche. — Möbel. — Kleider. — Keller. — Brennmaterialien. — Geflügelhof. — Gemüse- und Blumengarten u. s. w.

Dieses vorzügliche, aus den Erfahrungen eines vielseitigen Thätigkeitslebens hervorgegangene Buch, welches alle im Haus-

halt vorkommenden Verhältnisse eingehend bespricht, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Verbreitung. Sein geradezu universeller, durchaus auf **praktischer Erprobung** fußender Inhalt macht es zu einem unentbehrlichen Ratgeber namentlich für **Anfängerinnen** in der schweren Kunst des Haushaltens, auf deren Bedürfnisse es besonders Rücksicht nimmt, so daß sie sich im Besitze dieses Buches nie in Verlegenheit befinden können. — Mit ängstlicher Sorgfalt war die Verfasserin bemüht, nur ganz **erprobte** und **zuverlässige** Rezepte in das überaus **reiche** und **vollständige** Kochbuch aufzunehmen, welches sich durch Klarheit, Einfachheit und **Sparsamkeit** der Rezepte auszeichnet; während dasselbe einerseits vollständig genügt, die **feinste Mahlzeit** zu bereiten, so findet man andrerseits darin auch Vorschriften für die einfachsten Gerichte der **bürgerlichen Küche**. Dem **Einmachen von Früchten** in Dampf und Zucker ist besondre Sorgfalt gewidmet. Das so wichtige Kapitel über die Behandlung der **Wäsche** ist ebenso ausführlich als zweckmäßig behandelt. Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den vielfachen Belehrungen, die in obiger Inhaltsübersicht einzeln angeführt sind.

Die anziehende und unterhaltende Schreibweise der Verfasserin, welche auch den trockenen Hausgeschäften einen poetischen Schimmer verleiht und welche über den Notwendigkeiten des praktischen Lebens die höheren Ziele des Frauenberufes nicht vergißt, erhebt dieses Werk zu einem wirklichen **Bildungsbuche** im höheren Sinne.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der ‚Marie Susanne Kübler‘ dankbar zu sein.“

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

☛ Bei Bestellungen bittet man anzugeben, ob die Ausgabe für Norddeutschland oder Süddeutschland gewünscht wird.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus d. Italien.
Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Murray. Aus dem Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von **Emil Peschkau.**
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von **F. de Renzis.** Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von **Léon de Tinseau.** Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von **Jeffery C. Jeffery.** Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von **A. Delpit.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von **F. de Renzis.** Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von **Julien Gordon.** Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von **Helene Böhlau.** 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von **Julien Gordon** deutsch bearbeitet von **Friedrich Spielhagen.**
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von **Marguerite Poradowska.** Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von **Marchesa Colombi.** Aus d. Ital.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von **Jeanne Mairet.** Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von Paul Heyse.
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, ausersehen.

Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, sinnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin" derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft" ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband zum** Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:	Doppel-Bände:
Burnett, Der kleine Lord.	**Conway, Eine Familiengeschichte.**
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.	**Croker, Die hübsche Miß Neville.**
Paul Lindau, Helene Jung.	**Hopfen, Robert Leichtfuß.**
Voß, Kinder des Südens.	**Ohnet, Der Hüttenbesitzer.**
Was der heilige Joseph vermag.	

Heigel, Karl <<von>>,

Der reine Thor Roman

Stuttgart 1890